

Rautenstrauch, Johann

Schwachheiten der Wiener

aus dem Manuskript eines Reisenden

hrsg. von Arnold
Wien
1784

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

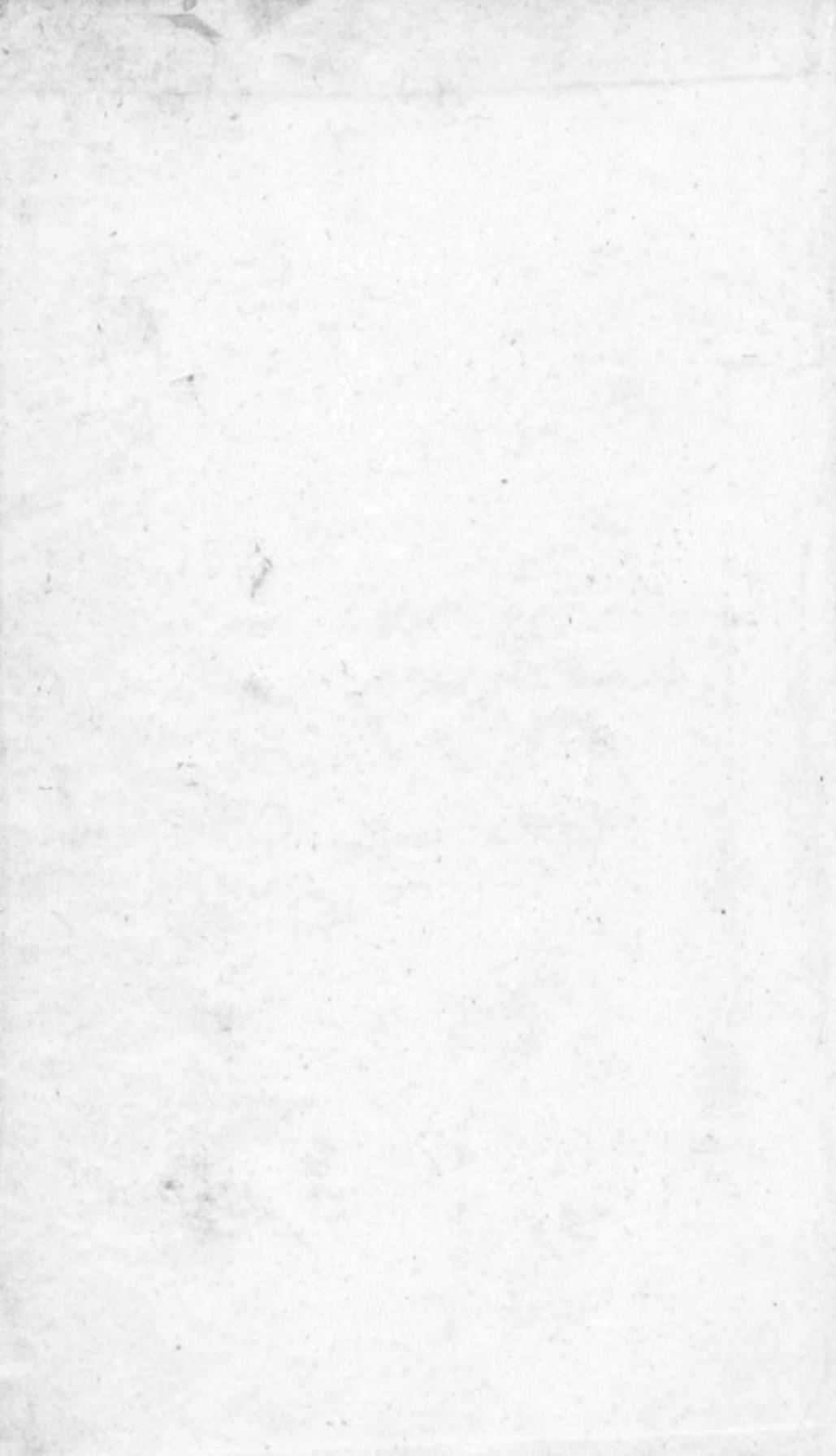
More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitätsbibliothek Wien

A

589.914







Schwachheiten

der

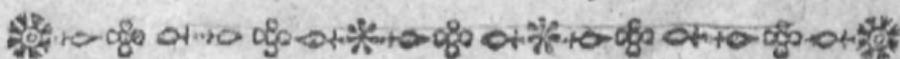
W i e n e r.

Aus dem Manuskript eines Reisenden
herausgegeben

von

A r n o l d.

Wien, im Druck bey dem
Erste Sammlung.



Wien und Leipzig,
bey Friedrich August Hartmann.

c 1786

A
589.9 14



Altkauf Nebelmay
9. 11. 1948. = P. 60. —



Vorerinnerung
des
Herausgebers.

Ein junger Engländer, der sich einige Jahre in Wien aufgehalten, und vielleicht manchem meiner Leser persönlich bekannt war, weil er in den angesehensten Häusern Zutritt hatte, ist der Verfasser dieser Blätter. Er wohnte die letzten sechs Monate seines Auf-





enthalt's bey einem meiner Verwandten. Vor einigen Wochen reisete er ab, und man fand zween Tage nachher, hinter einem Kasten, der im Schlafzimmer stand, ein Manuscript, dessen Inhalt ich meinen Landsleuten unter der Aufschrift: Schwachheiten der Wiener hiemit bekannt mache. Vermuthlich gieng es aus Zufall oder Unachtsamkeit verlohren.

Der sonderbare Eindruck, den es beym Durchlesen auf mich machte, bewog mich, es der Presse zu übergeben. Wenn es meinen Landsleuten nicht gleichgültig ist, wie und auf welche Art Ausländer von ihnen urtheilen; so werden sie mir vielleicht dafür verbunden seyn.

Der



Der Verfasser scheint den einzigen Endzweck gehabt zu haben, die Sitten und Gebräuche eines jeden Orts, zur Vermehrung seiner Kenntnisse, zu sammeln und aufzuzeichnen. Er hat die Gegenstände, so, wie sie sich ihm dargeboten haben, gleichsam ohne Ordnung, auf das Papier geworfen, daher er sie auch im Original nur cursory remarcks, flüchtige Bemerkungen, nennt.

Da er hauptsächlich bey den Vorurtheilen und sittlichen Gebrechen verweilt; so glaubt² ich, daß der Titel: Schwachheiten 2c. dem Inhalt derselben am besten entsprechen würde. Ob ihre Bekanntmachung einigen Nutzen bewirken wird?



Daran können nur jene zweifeln, die nicht wissen, daß man einen Spiegel haben muß, um die Flecken im Gesicht wahrzunehmen. Ob sie richtig oder unrichtig sind, wird das unpartheyische Publikum entscheiden.

Schwachheiten sind keine Laster, um so weniger kann ich, der Herausgeber, irgend eines Vergehens deswegen beschuldigt werden.





Erstes Kapitel. *)

Wien, im Grundrisse.

Man berechnet in Wien gegenwärtig die Zahl der Einwohner auf 250'000 Seelen. Die Stadt, innerhalb der Bestungswerke, beträgt im Umkreis gerade eine Stunde; sie hat in allem 1350 Gebäude. Die Häuser der gesammten Vorstädte belaufen sich ungefehr auf 4000, und werden noch immer vermehrt.

U 4

Poste

*) Man erinnere sich im Lesen, daß diese Bemerkungen zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben

W. v.



Politische Rechner versichern, daß sechzehn bis siebzehn Millionen Gulden (ungefähr anderthalb Millionen Pfund Sterling) jährlich in dieser Stadt zirkuliren, von denen allein zweien Drittheile durch Pracht und Aufwand in Umlauf gesetzt werden. Ich weiß nicht eigentlich, in welchen Jahren diese Berechnung gemacht worden. Wenn sie ehemals richtig war, so darf man seit der Regierung Josephs wahrscheinlich eine oder zwei Millionen jährlich wegstreichen, die Er durch weise Einschränkungen erspart.

Jeder, der von seinen ehemaligen Einkünften etwas fahren lassen mußte, wird natürlich deswegen lamentiren. Indessen können die Staatsklugen nicht verneinen, daß eine solche Reduktion und Einschränkung allerdings nothwendig war, und daher dem Staate selbst zum wahren Vortheil gereicht, ob sie gleich auf der andern Seite den Umlauf des Geldes mindert. Müssen denn die Kassen des Staats

er=

worden, mithin theils älter, theils neuer sind. Das erste Kapitel hat eigentlich auf den Inhalt und den Titel dieser Schrift keine andere Bezeichnung, als daß es zu einer Uebersicht des Ganzen dient, welches in den folgenden einzeln abgehandelt wird. U. d. S.

erschöpft seyn, um einige Bürger oder Diener desselben in den Stand zu setzen, mehr verschwenden und besser schwelgen zu können?—

Die weiblichen Geschöpfe sind in Wien weit zahlreicher als die männlichen — eine traurige Bemerkung für die Schönen dieser Stadt, zumal in einer Zeit, wo die meisten Männer entweder nicht heyrathen können, oder nicht wollen.

Wenn es wahr ist, daß im Durchschnitt auf drey Männer vier Weiber kommen, so ist, nach obiger Hauptsumme, anzunehmen, daß sich 143'000 weibliche = und nicht mehr als 107'000 männliche Geschöpfe hier befinden, wie man denn wirklich aus der allgemeinen Seelenbeschreibung behauptet, daß das weibliche Geschlecht gegen 40'000 Personen stärker sey, als das männliche.

Wien ist eigentlich als der Kopf des österreichischen Staatskörpers anzusehen. Es scheint, daß er beynabe zu groß sey: wenigstens hat er manchen Auswuchs, der noch überdies voller Läuse ist. Ob es rathsam wäre, die Auswüchse desselben abzuschneiden, will ich eben nicht sagen; aber ihn vom Ungeziefer zu reinigen, möchte sehr ersprieslich seyn.

Der dritte Theil seiner Bewohner ist sicher unter die Unthätigen zu zählen, von denen man die meisten ohne Bedenken für Müßiggänger oder Tagdiebe halten darf. Vide Läufe. —

Man steige auf den St. Stephansthurm, oder gehe auf den sogenannten Wienerberg, um den ungeheuren Klumpen von Steinen zu übersehen, aus denen Wien besteht. Es gleicht einem unersättlichen Schlund, der aus allen Gegenden der Monarchie die fruchtbaren Flüsse und Ströme an sich zieht, und verschlingt. Es ist im Großen das, was der bekannte Wirbel der Donau im Kleinen ist — man sagt, daß der dritte Theil des ganzen Stroms sich darinn verliert.

Welch ein unsägliches Gewimmel von Menschen aus allen Klassen und Ständen, vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht! Stutzer und Sesselträger, Schauspieler und Exjesuiten, Aerzte und Todtengräber, Advokaten und Beutelschneider, Kapuziner und Friseur, Huren und Wundärzte, Fürsten und Kutscher, Fleischhacker und Geburtshelfer, Wechselr und Barbierer, Juden und Buchhändler, Poeten und Hebammen, Juwelier und Pflasterer, Maurer und Fischer, Negozianten und Taschenspie-

spieler, Excellenzen und Thürsteher, gnädige Frauen und Fratschlerweiber, Zuchthausler und Glücksritter, Domherren und Stubenmädchen, Bettler und Großhändler, Kanzellisten und Tagelöhner, Offizier und Puzhändlerinnen, Stallmeister und Ernonnen, Frengeister und Maulesel, all' diese kreuzen sich durcheinander, und wer diesen Mischmasch sehen will, stelle sich einen Tag auf den Graben.

Welche Mannichfaltigkeiten der Physiognomien! Welche seltene Modelle von Körpern! Welcher Stof für den Denker zu unzähligen Betrachtungen! Welche unermessliche Gallerie von Bildern! Welcher Kontrast in den einzelnen Theilen, und welche Harmonie im Ganzen! Wer entsetzt sich nicht über die außerordentliche Verwirrung, und erstaunt nicht zugleich über die unglaubliche Ordnung!

Die Besitzer grosser Güter hat der Schimmer des Luxus und der Uppigkeit alle hieher gezogen. Hier ist der Centralpunkt, nach welchem sich alles, was im ganzen Umkreis der Kaiserstaaten schwebt, hindrehen muß. Hier verwandeln sich öfters die Erbgüter alter Familien in Diamanten, Spitzen, Silberzeug und prächtige Equipagen. Hier sieht man Kleider, die mehr sprechen als der Mann selbst. —

Man

Man sagt, daß die Grobheit eines Volks allemal der Bürge seiner Freymüthigkeit und Ehrlichkeit ist. Ist dieser Satz richtig, so muß es unter dem Wienerpöbel noch viel braue Menschen geben.

Der Hauptzug im Karakter der Wiener ist Wohlthätigkeit, Treue und Redlichkeit. Ihre Herzen sind gut, nur das Blut ist zuweilen verdorben. Die Lebensart ist der Größe der Stadt angemessen.

Zweytes Kapitel.

Es giebt nur ein Wien.

So sprechen insgemein die Bürger dieser Stadt, meistens aber nur jene, die nicht weiter als bis Baden oder Gumpoltskirchen gekommen sind.

Wenn Fremde von London, Paris und andern Städten sprechen, welche noch grösser als Wien sind, und verhältnißmäßig auch ihre eigent-

gentliche Vorzüge haben; so patscht der Wienerbürger auf seinen Bauch, und spricht: so, wie hier, lebt man weder zu London noch zu Paris.

Umgeben mit einer glückseligen Unwissenheit nennt er gewöhnlich alle Fremde, welche auf der Donau ankommen, Schwaben. — Er fragt nicht, woher die Dinge kommen, die er genießt; genug für ihn, daß sie da sind. Seine größte Sorge ist die Bequemlichkeit; der Magen ist sein Element. Die Wohlfahrt des Staats berechnet er nach dem Preis der steyrischen Kapaunen, und wenn der Grinzinger- und der Ofnerwein gerathen, so ist er überzeugt, daß es nur ein Wien giebt.

Indessen ist dieser Nationalstolz doch nicht ganz ohne Grund. Die Fremden, welche aus allen Gegenden Deutschlands nach Wien kommen, und denen es anfangs gar nicht gefallen will, lassen es sich in kurzem recht wohl behagen, und finden es daselbst endlich gar besser, als anderwärts.

Drittes Kapitel.

Fressereyen und Gausen.

Man thut den Wienern keineswegs Unrecht, wenn man Essen und Trinken unter ihre Hauptleidenschaften zählt. In der That legen alle Fremde, die sich einige Zeit in dieser Stadt aufhalten, das Geständniß ab, daß sie zu Wien essen lernten.

In den meisten Provinzen Deutschlands ist man binnen vier und zwanzig Stunden höchstens ein oder zweymal warm; in Wien geschieht es drey auch viermal. In jenen Häusern, wo man gewöhnlich erst um 2. Uhr zu Tische geht, nimmt man gegen 12. Uhr öfters schon warme Speisen zu sich. Um die Essenszeit ohne Magenschmerzen erwarten zu können, behelfen sich die schönen Kinder, welche hier, trotz ihrer Liebeshändel, mehr als irgendwo stets bey gutem Appetit sind, mit warmen Kreuzerwürsteln.

Wenn

Wenn die Wiener so recht fröhlich im Herrn seyn wollen, so bestellen sie sich eine gute tägliche Mahlzeit. Alle andern Ergötzlichkeiten dünken ihnen abgeschmackt, so lang der Magen nicht vollkommen befriedigt ist. Noch ehe man von der Tafel aufsteht, wird für die Tausen *) gesorgt. Das Nachtmahl versteht sich ohnehin. In Ansehung des Trinkens kommt dem weiblichen Geschlecht fast gar nichts auf seine Rechnung; Frauen und Mädchen trinken meistens Wasser — die Männer hingegen wissen den Wein nach seinem ganzen Werth zu schätzen.

Durch die Einführung der Tranksteuer sind die Wiener an einem sehr empfindlichen Theil angetastet worden; fast jede andere Abgabe würden sie williger entrichtet haben. So gerne sie für die Verstorbenen beten, so sehr zweifle ich, daß sie einst den Exequien ihres Urhebers beywohnen werden.

Zur

*) Eine Tausen ist in Oesterreich eben das, was man anderwärts unter dem Namen Vesperbrod versteht, nur mit dem Unterschied, daß zehn Vesperbrode noch keine einzige Tausen ausmachen.

Zur Ehre der Wiener muß ich hier bemerken, daß sie in einem hohen Grade gastfrey sind. Wer einmal in einem Hause aufgeführt und wohl aufgenommen worden ist, hat das Recht, ungeladen zu Tische zu kommen. Um Proben von ihrer Freundschaft und Ergebenheit zu geben, nöthigen sie ihre Gäste, mehr zu trinken und zu essen, als sie beynahе vertragen können. Fremde, die wenige Mittel haben, können sich sehr gut in Wien fortbringen, sobald sie nur in acht oder zehn Häusern bekannt sind.

Was die Fasttage betrifft, so werden sie zwar gehalten, aber man künstelt dergestalt an den Speisen, daß man den Unterschied von andern Tagen kaum merkt; auf diese Art entgeht der Qualität sehr wenig, und an die Verminderung der Quantität wird ohnehin nicht gedacht. Diesem ungeachtet sagen sie bey jeder Gelegenheit: die Gebote der Kirche zu halten ist man im Gewissen verbunden!

Viertes Kapitel.

Andachten.

Man ehrt zu Wien die Religion noch; nichts ist gewisser. Es giebt vernünftige Christen, die im Stillen die Vorschriften ihrer göttlichen Lehre befolgen, ihrem Nächsten Gutes erweisen, ihre Pflichten als getreue Unterthanen erfüllen, und überhaupt rechtschaffen denken und handeln. Gleichwohl ist ihre Anzahl die geringste.

Gleisnerey und Bigotterie ist bey'm größten Theil im Schwung. Die Mönche, die in so manchen Häusern freyen Zutritt haben, tragen das ihrige treulich bey, die Undächtlerey zu unterhalten; die Gleisnerey hingegen wird von den Jesuiten, die fast noch allenthalben viel Ansehen und Einfluß in den Familien haben, männlich unterstützt, genährt und fortgepflanzt.

Ich will es versuchen, durch einige Striche einen schwachen Umriß von beiden zu geben.

Täglich wenigstens eine Messe zu hören, ist bey den Heuchlern eben so zur Mode geworden, als bey den Andächtlern; von ächten Christen ist hier die Rede nicht. Sie finden sich zu allen Stunden in den Kirchen ein, heben die Hände mit verdrehten Augen gen Himmel, halten zwischen den Fingern einen langen Rosenkranz, und murmeln durch die Zähne, bis das Opfer vorbei ist. Ich habe Männer, deren moralischer Charakter so schwarz ist, als ein ehemaliger Jesuitenrock, mit der Mine eines Heiligen im Betstuhl gesehen. Was ich in diesem Augenblick denken mußte, wird man ohne Mühe errathen.

Die besondern Kirchenandachten werden von Leuten dieser Gattung nie versäumt. Sie finden sich abwechselnd richtig beim vierzigstündigen Gebet ein, gewinnen alle Ablässe, (vorzüglich aber den Portiunkula-Ablas, weil sie glauben, daß er kräftiger ist, als die andern Ablässe) laufen in jeden Segen, beichten alle Monate ein oder zweimal, gehen jeden Freitag im Monat März eine Stunde zu den Stationen der Minoriten, hören fleißig Fastenpredigten, lassen sich etlichen Bruderschaften als Mitglieder einverleiben, und bleiben, noch wie vor, was sie waren. —

Im Herausgehen aus den Kirchen werden die hübschen Weiber oder Mädchen angerebet und — nach Hause begleitet. Und viele Weiber, die am häufigsten den Andachten nachlaufen, sind, wie man aus Erfahrung weiß, die — gefälligsten. Die Andachten sind ihr sicherster Deckmantel der Zuhleren. Der Mann arbeitet in eben dem Augenblick, um Brod für sich und die seinigen zu gewinnen, da die Frau darauf sinnt, einen neuen Hausfreund bey ihm einzuführen, der ihm über kurz oder lang ein Zucken an der Stirne verursacht.

Des außerordentlichen Hangs zur Andächtleren ungeachtet, sind die Wiener, in Rücksicht ihrer Religionsübungen, besonders bequem. Die späten Messen sind jene, die am meisten gehört werden, und der Priester, der sie am geschwindesten abliest, hat den größten Zugang. Nicht selten sieht man Leute beiderlei Geschlechts wieder aus den Stühlen heraus gehen und sich nach einem andern Altar wenden, wenn ein Geistlicher, von dem sie wissen, daß er langsam Messe liest, aus der Sakristey kömmt. Die protestantischen Glaubensgenossen geben den Katholiken in diesem Stücke weit bessere Beyspiele. Sie haben ihre bestimmte Stunden zum Gottesdienste; sie warten ihn willig ab, obwohl er länger dauert, und sind nicht gewohnt, sich öfters in den

schlechtesten schmutzigsten Kleidern haben einzufinden, wie jene. —

Fast alle Herrschaften, sogar manche geringere Privatpersonen haben, der beliebten Bequemlichkeit wegen, Hauskapellen. (*) Gleichwohl weiß man, daß viele von den Vornehmen nur um deswillen Sonntags in die Messe gehen, um den Dienstboten kein übles Beyspiel zu geben, und die Dienstboten wissen, daß es ihrentwegen geschieht. —

Aller versuchten Aufklärung zum Troß herrscht unter den Einwohnern Wiens in Ansehung der verbesserten Religionsübungen ein hartnäckiger Eigensinn. Die Abschaffung der grossen unschicklichen Zunftfahnen bey der Frohnleichnamsp procession, welche die Träger, wegen ihrer Schwere öfters zu Krüppeln machten, die Andacht hinderten, und Anlaß gaben, daß die Zunftgenossen vor und nach dem feyerlichen Umgang durch Fressen, Saufen, Raufen und Schlagen viel Aergerniß verursachten — schien ihnen schon eine Verletzung der katholischen Kirche zu seyn. Die
Ein-

(*) Dieser Vorwurf ist bereits gehoben, seitdem auf allerhöchsten Befehl fast alle Hauskapellen in Wien aufgehoben worden. U. d. H.

Einführung eines allgemeinen vernünftigen Messgesanges, welches seit Errichtung der neuen Pfarren bey der Segenmesse täglich einmal in allen Pfarrkirchen angestimmt wird, sahen sie für einen Schritt an, den Protestanten ähnlich zu werden, und Manche haben sich geraume Zeit bedacht, ehe sie sich entschliessen konnten, mit zu singen; der größte Theil schweigt noch. Man kann vor lauter singen nicht beten, sprechen viele, als ob die Harmonie eines solchen Gesangs nicht eine weit erbaulichere Andacht wäre.

Noch ein anderer Mißbrauch in Ansehung des Betens ist bey nahe allgemein üblich — ich verstehe die geschriebenen Gebetbücher. Fast alle Weiber und Mädchen haben dergleichen. Ich habe verschiedene in den Händen gehabt, und den abgeschmacktesten Unsinn darinn gefunden. Besonders findet man einige an diesen oder jenen Heiligen darunter, welche förmlichen Bittschriften ähnlich sehen. Man verlangt Dinge von ihnen, die man geradezu von Gott sich nichts zu erbitten getrauet und die gar nicht in ihrer Macht sind.

Noch lange wird es dauern, bis der Nebel der Vorurtheile nur einigermaßen sich verliert. —

Was ist wohl die eigentliche Ursache dieser fortdauernden Verblendung? Der Einfluß der Mönche von allen Farben in allen Ständen, welche bey den so häufig im Schwung gewesenen falschen Andachten ihre Vortheile fanden. Mit einem bedeutungsvollen Achselzucken klagen sie allenthalben über die verderbten gefährlichen Zeiten, über die Lauigkeit im Christenthum, über die schädlichen und verführerischen Schriften. 2c. Diese Sprache führen sie alle einstimmig, weil ihr gemeinschaftliches Interesse unter den neuern Anstalten leidet, und es ist ausgemacht, daß Fanatismus und Vorurtheile noch eben so lange unvertilgbar bleiben werden, als es Mönche geben wird. —

Ich bin zu wenig Politiker, um einzusehen, warum alle gute Vorkehrungen und Anstalten so langsam gehen, und selten ganz zu Stande kommen? Warum Grundsätze, die unwiderlegbar gut sind, nur zum Theil befolgt werden? Warum? — Warum? — Warum? — Um das Volk zu vernünftigen und reinen Andachten zu leiten, und die so häufigen Religions = Mißbräuche abzustellen, wurden allenthalben neue Pfarren errichtet, und P. P. P. P. Fast wurde Rektor der Metropolitankirche, erzbischöflicher Chur = und Chormeister und somit — erster

Pfarrer zu Wien! ! ! Mußte denn das so seyn? —

Fünftes Kapitel.

Religionsfreyheit.

Des Glaubens wegen hat man in Wien seit langer Zeit niemand mehr zur Rechenschaft gezogen, denn die Abforderung der Beichtzettel ist seitdem abgekommen, als man weiß, daß so manche diese Zeugnisse von Bettelweibern um 7 kr. kauften; aber in den Wirthshäusern ist es nicht erlaubt, an eben dem Tische Fleisch zu essen wo ein anderer sich mit Fastenspeisen sättigt. Die Gastwirthe berufen sich auf eine an ihrer Thüre angeheftete Verordnung, und entschuldigen sich mit Achselzucken, weil sie nicht Gefahr laufen wollen, zehn Thaler Strafe deswegen zu bezahlen. Die bürgerlichen Stadtköche oder Trakteurs sind dieser Verlegenheit weniger ausgesetzt, weil ihre Kundschaften alle Fleisch essen. —

Seit Einführung der Toleranz sieht man zu Wien Christen und Juden, an einer Kette, die Straßen säubern. —

Die Kontroversen, welche sonst alle Vierteljahre einmal in der Kirche zum H. Stephan gehalten wurden, sind abgestellt; dafür hört man jetzt in den meisten Predigten von nichts mehr als von Frengeistern, Neuerern, Irrlehrern und Verführern des Volks reden.

Das aufgehobene sogenannte Königl. Kloster ist in fünf Abtheilungen den Meistbietenden überlassen worden. Zwo davon haben die Protestanten an sich gebracht, und bauen nun die ihnen mittelst erweiterter Toleranz zugestandenen Bethäuser dahin. — — — —

Sechstes Kapitel.

Aufklärung.

Einst hat es in Rußland ein Gesetz gegeben, vermöge welchem in einem jeden bestimmten Bezirk

zirk nur drey oder vier Bauern Lesen und Schreiben lernen durften; die übrigen mußten unwissend bleiben. Dies Joch nannte man das Beneficium Ecclesiae. Barbarey und Unwissenheit drückte damals das ganze Reich mit einem schweren bleynernen Zepter darnieder; die Popen herrschten unumschränkt, mästeten sich kugelrund, und Rußland war für uns so unbedeutend, daß wir kaum wußten, wo es liegt. Peter der Große schuf es um, die folgenden Herrscher arbeiteten nach seinem Entwurfe und Katharine die Unsterbliche vollendete. Ohne Aufklärung wäre Rußland noch immer, was es war. — Was ist es jetzt?

So wahr ist es, daß Dummheit und Aberglaube vertilgt werden muß, wenn ein Reich blühen, gedeihen und zu jener Größe empor steigen soll, die seine Lage, Fruchtbarkeit und innern Kräfte erlauben.

Wenn Joseph der Zweite den Plan Seiner grossen Voreltern vollends ausführen und jene längst gepflanzte Früchte zur Reife befördern will, wenn er das Unkraut, welches ihren Wachsthum hindert, auszureuten befiehlt; ist er nicht gleich einer milden Gottheit zu verehren, welche durch Nordwind die Heuschrecken vertilgt und verjagt, damit die Saat nicht verheert wer-

de, und eine gesegnete Erndte die Menschheit erfreue?

Das Haus Oesterreich unter Herrschern wie Joseph — was kann es werden?

Und doch findet Er allenthalben Hindernisse; hat den Muth eines Alexanders nöthig, um Seine liebevollen Absichten, Sein Volk groß und glücklich zu machen, durchzusetzen. —

Wird Er's erreichen, das Ziel, das er sich selbst aufgesteckt hat? —

Willeicht läßt sich diese wichtige Frage im folgenden Kapitel besser erörtern.

Siebentes Kapitel.

Censur. Pressfreiheit.

Eine der ersten Wohlthaten, womit Joseph Seinen Regierungs = Antritt bezeichnete, war die Erweiterung der Pressfreiheit. Die Censur bekam

kam neue Regeln, und der Monarch erklärte, daß selbst in Ansehung Seiner keine Ausnahme dabey statt finden solle.

Möglich fieng alles an zu schreiben, was gesunde Finger hatte. Mit jedem Zeitungstag wurden zehn bis zwanzig neue Broschüren angekündigt. Alles fieng mit gleichem Eifer an, zu lesen. Es war etwas sehr gewöhnliches, von einer erträglich geschriebenen Broschüre binnen wenig Wochen zwei bis drey Auflagen vergriffen zu sehen.

Kein Stand, keine Klasse der Menschen, keine Handthierung blieb unangetastet. Mit den Stubenmädchen wurde der Anfang gemacht, und noch hat das Gelärme nicht ganz aufgehört. Indeß hat der häufige Absatz dieser fliegenden Blätter bewiesen, daß viele Leser vorhanden sind, und da es besser ist, ein mittelmässiges Werk, als gar keines zu lesen; so ist nicht zu läugnen, daß der gemeine Mann, für den die bessern und grossen Werke eine zu starke Speise sind, aus diesen zehn Kreuzer Abhandlungen manchen Nutzen geschöpft hat, da doch hie und da etwas Gutes darinn zu finden war.

Die Censoren wurden damals unaufhörlich mit Durchlesung der Handschriften beschäftigt; doch

doch haben sie diese Geburten nicht alle auf gleiche Art behandelt. Einige beharrten bey ihren ehemaligen strengen Grundsätzen, und strichen, trotz der erweiterten Freyheit, alle und jede Stellen aus, die ihnen im mindesten anstößig schienen; andere hingegen ließen alles ohne Unterschied passiren, und so erschienen öfters Starcken, die man ohne Rücksicht hätte unterdrücken sollen.

Obwohl man eher zwanzig alberne Broschüren ohne Geist und Salz, als einen einzigen körnichten kraftvollen Aufsatz zu lesen bekam, so ist doch nicht zu läugnen, daß mitunter auch Schriften erschienen, die in ganz Deutschland Aufsehen erregten, und allgemeinen Beyfall erhielten. — —

Natürlich konnte die ehrwürdige Geistlichkeit, die von jeher bey der allgemeinen Dummheit sich am besten befand, bey dieser Epoche nicht ganz gleichgültig bleiben. Sie stimmte also ihre Klagelieder von allen Kanzeln an, und da das Publikum dennoch über viele neuere Schriften ein Wohlgefallen bezeigte, und die Klöster an der Verminderung ihrer Einkünfte merkten, daß ein Vorurtheil nach dem andern sich verlieren müsse, weil die gewöhnlichen Procente davon ausblieben; so ermannten sich einige Priester, des festen Vor-

Vorsatzes, diesem Unfug zu steuern, und —
schrieben.

Es versteht sich von selbst, was diese Herren vertheidigten, und gegen wen sie ihre Feder spitzten. Freylich haben sie sich überhaupt einen sehr zweydeutigen Ruhm damit erworben; freylich hat P. P. P. P. Fast sich selbst dermassen herabgewürdigt, daß er beynah schon ein Spott der Kinder geworden; nichts destoweniger hat er gleichwohl Anhänger genug gefunden, und es ist den Sachwaltern der guten Sache im Grunde nicht viel besser ergangen, als den Parthengängern der Dummheit. Wenn sie nicht widerlegt werden konnten, wurden sie mit Roth geworfen.

Es giebt eine verfluchte Maxime, welche niemand besser auszuüben versteht, als manche — ehrwürdige Herren. Sie wissen ihre Gegner so unvermerkt und so tödtlich an Ehre und guten Namen zu verwunden, daß es beynah noch jeder bereuen mußte, sie angetastet zu haben. Dies sind die Waffen, womit sie am sichersten siegen, und welche sie am meisten gebrauchen.

Hier muß ich mich einer Bürde entladen, die mich schon so lange drückt. Ich wette, daß zehn Akademien die Frage nicht positiv entscheiden:

den: ob, bis igt, in Oesterreich eine wirkliche Pressfreyheit existirt? Hie und da passirt eine Schrift, die sehr freymüthig oder — wenn man will — kühn geschrieben ist. Desters hingegen wird ein Aufsatz verworfen, der drey Jahre früher nicht einmal einen Skrupel erregt hätte.

Es sind schon eine Menge elende Gassenhauer und Schandschriften wider Männer, die eine bessere Begegnung verdient hätten, unter das Volk verbreitet worden. Was hilft es am Ende dem öffentlich beleidigten Biedermann, wenn ein unvorsichtiger Censor einen Privatverweis deswegen bekommt? — Das Lumpengefindel, welches sich mit dem Ausruf und Verkauf den Starteken nährt, will auch leben, sagt man. Gerade, als wenn man das Stehlen und deswillen unter der Hand begünstigen wollte, damit die Schergen und Henker nicht ohne Beschäftigung bleiben möchten.

Ueberhaupt dünkt es mir, soll die Pressfrenheit doch einen bestimmten Endzweck haben; diesen nemlich: die Vorurtheile des hohen und niedern Übels zu vermindern, nützliche Wahrheiten und Lehren, welche die Aufklärung befördern, zu verbreiten, politische Gebrechen des Staats zu entdecken, und das Publicum durch faßliche belehrende Abhandlungen zu diesen oder jenen heilsamen

men Veränderungen vorzubereiten; aber wie reimt sich diese Absicht mit der unwürdigen Behandlung der bessern Schriftsteller, die für die gute Sache eifern, zusammen? — Warum wird die sogenannte Pressfreiheit so weit ausgedehnt, daß man verkappten Schurken erlaubt, Schriftsteller von bekannten Verdiensten, die in ihren Werken die vortrefflichsten Gesinnungen äußern und dem Monarchen gleichsam in die Hand arbeiten wollen, durch bissige gallfüchtige und verläumderische Gegenschriften, die die Hauptsache keineswegs widerlegen, sondern die Personen der Verfasser antasten, zu mishandeln und zu beschimpfen? Heißt das gutdenkende und patriotisch gesinnte Männer aufmuntern? Ist die Pressfreiheit wegen der Rechtschaffenen oder wegen der Schurken ertheilt worden? Wird der Endzweck derselben dadurch nicht eher verfehlt, als erreicht? Was liegt den Censoren mehr ob, Männer von Genie in ihrem redlichen und heilsamen Vorhaben zu unterstützen, oder der Dummheit und Bosheit einen Freypaß zu geben? — —

Ist es Mangel an Einsicht und guten Willen, oder was ist es sonst, daß man in Oesterreich einerseits die Sachwalter der guten Sache so gar nicht unterstützt oder in Schutz nimmt, andererseits aber die Parthengeber der schlimmen Sache so äußerst nachsichtsvoll behandelt? Wenn
jene

jene von diesen mit Roth geworfen werden, so sehen die Grossen gelassen von ihren Fenstern herab, und — lächeln über das schmutzige Schauspiel. — — —

Achtes Kapitel.

Sch r i f t s t e l l e r.

Wien hat ungefehr vierhundert elende Schmiezer, und etwa dreyssig gute Skribenten. Wenn diese letztern einander, wie sie sollten, selbst schätzten, wechselsweise unterstützten, und einen gewissen freundschaftlichen Umgang mitsammen pflegten, so würde mehr Gutes, als bisher geschah, zu Stande kommen, und die Ehre der Nation dabey sehr viel gewinnen. Aber da ist der eine zu vornehm, der andere zu stolz, der dritte zu neidisch; der Reiche will sich nicht herablassen, der Arme will sich nicht demüthigen — ein unausstehlicher Egoismus herrscht fast unter allen, die Gemeinschaft ist unterbrochen, und die Kultur der Wissenschaften wird vernachlässigt. Jeder will allein der grosse Mann

Mann seyn; keiner duldet den andern auf dem nehmlichen Pfad, den er betreten hat, obwohl er für zehn bereit genug wäre. Sie vergessen, daß sie alle nur einen Endzweck haben sollen, und necken oder hunzen einander heimlich oder öffentlich, indeß ihre Widersacher sich einmüthig zusammenhalten und mit vereinten Kräften diese uneinigen Sonderlinge bekämpfen. So stolz und aufgeblasen sie sich gegeneinander selbst betragen, so demüthig und kriechend sind sie gegen auswärtige Kritiker und Journalisten, um ein Bißchen feiles Lob von jenen zu erhaschen, womit sie sich sodann brüsten können.

An und für sich hat ohnehin jeder der bessern Schriftsteller in Wien einen schweren Stand. Der Einfluß, den die Mönche und andere bigotte Geistliche in den meisten Häusern und Familien haben, ist Ursache, daß man insgemein eine üble Meinung von ihnen hegt, und sie von dem größten Theil der Einwohner heimlich oder öffentlich — verachtet werden. „Das ist ein Autor, sagen sie einander ins Ohr, vor dem müssen wir uns in Acht nehmen, er könnte sonst über uns schreiben.“

Sehr oft lassen sie es nicht bey der erniedrigenden Geringschätzung bewenden, sie verfolgen sie sogar bey der ersten besten Gelegenheit.

heit. Durch Schriften, womit sie anderwärts sich vielleicht Ruhm und Belohnung erwerben würden, werden sie hier nicht selten unglücklich. Noch meistens sind die edelsten und freymüthigsten Schriftsteller ein Opfer der Kabale geworden, und wenn man nichts anderes wider sie aufbringen kann, so sagt man: es sind unrühmliche Köpfe. So wurden Blarer, Gmeiner und mehr andere herrliche Männer verfolgt, untergraben, und elend gemacht. Pfui Teufel! —

Es ist übrigens ein garstiger Fleck in dem Karakter der Wiener, daß sie jene Schriften am liebsten lesen, in welchen die meiste Persiflage zu finden ist. Von dieser Art sind die bekannten funfzig Briefe des Komödianten Johann Friedels[†], mit der allegorischen Titelvignette, wie der Fuchs den Gänzen predigt. Dieser Briefe oder Fuchspredigten wegen passirt er nun bey Groß und Klein für einen vor trefflichen Autor. Das Beste, was man darinn von den Päbsten und der Geistlichkeit findet, ist aus Lebreys Magazin der Staaten und Kirchengeschichte wörtlich genommen; das übrige ist ein unverdautes Raisonnement, vermischt mit Märchen, Verleumdungen und Bierhausanekdoten, und gleicht einem Ragout von Sauerkraut, Spargeln, Senf und Holzäpfeln. Lebreys Magazin in 8 Theilen kostet nach Wiener-

[†] 1785

nerkurrent 18 fl. 15 kr. und wird selten gekauft, noch weniger gelesen, folglich ist das meiste dieser berüchtigten Briefe für die Leser neu, und der litterarische Truthahn prangt mit gestohlenen Pfauensfedern. Jene zween Buchhändler, die wörtlich abgeschriebene, anderwärts schon gedruckte Schriften als eigenes Originalmanuskript von ihm kauften, wissen davon zu reden, wie sehr sich dieser herrliche Autor darauf versteht, mit fremdem Gut als seinem Eigenthum zu handeln. —

Noch eines andern Wienerchriftstellers muß ich hier gedenken, der als ein Partheygänger der guten Sache bekannt ist, viele Talente besitzt, und die Achtung aller Edeln im Volke verdienen würde, wenn er nicht, vom niederträchtigsten Eigennutz verleitet, unter verkapptem Namen, zu gleicher Zeit, als er öffentlich wider die Anhänger der Dummheit und des Aberglaubens zu Felde lag, für diese gearbeitet, und seinen besten Freund, der ihm, da er noch in den mißlichsten Umständen war, auf mancherley Art viel Gutes that, auf das schändlichste verrathen, beschimpft, und an Ehre und guten Namen zu schaden gesucht hätte; ich meyne den, der zweymal unter dem Namen Bußer die giftigsten Verleumdungen wider einen Mann unter das Publikum verbreitete, dem

er wegen seines bekannten Eifers für die gute Sache, Achtung, Freundschaft und Liebe, wegen der von ihm genossenen Wohlthaten aber alle Dankbarkeit schuldig war.

Nicht Ejesuiten waren es, die jene Skarabeken schmiedeten; Er wars! Schändliche Thaten, sagt Schakespear, müssen ans Licht kommen, wenn auch der ganze Erdball über sie hergewälzt wäre. Wenn einst dies höllische Bubenstück von jenem so grimmig beleidigten Mann dem Publikum ausführlich bekannt gemacht werden sollte; so wird es in diesem Menschen einen falschen Freund, einen nichtswürdigen Doppelzüngler kennen lernen, der die tiefste Verachtung aller Rechtschaffenen verdient. Die Geseze wollen, daß derjenige, welcher in der Sache zweier Privatpersonen als ein Praevaricator entlarvt wird, für ehrlos erklärt werden und den Staubbesen bekommen soll. Was verdient ein solcher, der in einer Angelegenheit des Publikums beyde Theile zugleich verräth?

Dies ist ein schwacher Umriß von dem mit der Aufklärung so enge verbundenen Wiener Schriftstellerveresen, und es ist leicht zu erachten, was solche Blüthen für Früchte geben,

Neuntes Kapitel.

Buchhändler.

Von allen Buchhändlern in Wien sind höchstens zween im Stande, den Werth eines Manuscripts, das sie in Verlag nehmen sollen, zu beurtheilen. Daher kömmt es, daß sie den Schmierer wie den guten Schriftsteller, nemlich einen so schlecht als den andern bezahlen, welches jedoch sehr selten der Fall ist, da sie den Verfassern meistens nur einige Exemplare pro studio et labore abreichen.

Der Buchhandel hat sich von jeher in den österreichischen Staaten in mißlichen Zuständen befunden. Selbst igt noch, bey erweiterter Druckfreyheit, werden die besten freymüthigsten Werke aufferhalb Landes gedruckt, weil man von Seiten der Censur gegen diese Schriften gerade am strengsten verfährt, und die Meinung angenommen zu haben scheint, daß ein Buch weniger anstößig ist, wenn es anderwärts

aufgelegt, und das Geld dafür ausser Land geschickt worden.

Die fremden Bücher werden nach der neuern Verfassung auf dreyerley Art behandelt; sie werden entweder simpliciter admittirt, oder aber permittirt, oder tolerirt. Die admittirten können allenfalls in Wien nachgedruckt werden; bey den permittirten finden sich Schwürigkeiten; bey den blos tolerirten aber ist an keine solche Erlaubniß zu denken.

Diesem ungeachtet sollen sich einige Buchhändler, wenn sie ein blos tolerirtes Buch, welches starken Abgang findet, nachdrucken wollen, recht gut zu helfen wissen, wie man sagt.

Seitdem das Nachdrucken in Deutschland bey dem größten Theil der Buchhändler zur herrschenden Mode geworden, hat sich auch die Achtung gegen diese Klasse von Handelsleuten vermessen allgemein vermindert, daß man fast jeden derselben für einen — feinen oder groben — Betrüger ansieht.

Wenn in Wien ein gutes Buch aufgelegt wird, so schickt der in Preßburg nur pro forma
etab=

etablirte schwäbische Bücherkrämer D*U ein Exemplar davon nach Augsburg, wo er eigentlich mit seiner übrigen Familie recht zu Hause ist, läßt es eiligst nachdrucken, und verführt die Auflage nicht etwa auf die Jahrmärkte im Reich — nein, gerade nach Wien, wo die Originalausgabe zu haben ist, und verkauft das Werk um vieles wohlfeiler, als der rechtmäßige Verleger.

Ohne allen Anstand werden solche Nachdrücke inländischer Werke von der Wiener-Bücherrevision ausgeliefert, weil sie keinen gerechten Befehl hat, sie anzuhalten, und somit ist der Diebstahl autorisirt.

D*U hat in Wien einen würdigen Kamera- den, welcher der größte litterarische Schleich- händler und aller Niederträchtigkeiten fähig ist, wenn der mindeste Gewinnst davon sich hoffen läßt. — — — — —

Ich mag den Roth, des Gestanks wegen nicht aufrühren. —

So lange ein rechtschaffener Buchhändler, der ein Werk im Verlag nehmen, oder ein Au- tor, der seine Schrift auf eigene Kosten dru- cken

cken lassen will, in Gefahr ist, daß sein nächster Nachbar, sein Mitbürger im Staat, das Verlagsbuch entweder heimlich im Lande selbst, oder öffentlich im Auslande nachdrucken, und — was das Widersinnigste auf Erden ist — sogar ungehindert einführen und verkaufen lassen, somit ihn nach Willkühr bestehlen und berauben darf; so lange wird sich kein Buchhändler entschliessen, einen Schriftsteller für seine Arbeit gut zu belohnen, so lange wird auch der Eifer unter den Gelehrten so lau seyn, als die Aufmunterung. —

Doch — wozu das Geschwätze? Auf ein und das nemliche Buch wird öfters drey verschiedenen Männern, nemlich dem rechtmäßigen Verleger, und den beyden Erznachdruckern zu Tübingen und Karlsruhe, jedem gegen Ertrag der Taxe, ein Reichsprivilegium gegeben, worinn jedem, der dawider handeln sollte, eine Strafe von fünf Mark löthigen Goldes diktiert wird — — — — — und dieß geschieht in unserem philosophischen Jahrhundert.

Faustin, diesen Mißbrauch hättest du nicht unberührt lassen sollen.

Zehntes Kapitel.

Herren und Frauen Von: Gnädige Fräuleins.

In Wien ist alles gnädig. Jeder, der kein Handwerk treibt, ist ein Herr Von. Es ist eben keine sonderliche Ehre, so zu heißen, aber es ist eine Beleidigung, wenn man nicht so genannt wird, weil die Domestiken zu einander hören Sie sprechen, und man den Mann von besserer Qualität durch das Wörtchen Von zu distinguiren gewohnt ist. Ich wollte über diesen Mißbrauch gerne wegsehen, wenn nur nicht manche dadurch verleitet würden, zu glauben, daß sie wirklich nobilitirt sind. Ein Fleischhakers Sohn aus einem benachbarten Lande, der vor etlichen Jahren die Zahl der elenden Skribenten in Wien vermehrt hatte, strich ohne weitere Umstände die zweien letzten Buchstaben seines Namens weg, setzte das Prädikat Edler von hinzu, ließ diese Ständeserhöhung auf eine seiner Schriften drucken, und war so unverschämt, bey Hofe Exemplare davon zu überreichen. Auf gleiche Art ist ein

Wienerkribler jüngst auf die Spur gerathen, daß ehemals ein Kardinal in Spanien sich eben so schrieb, wie er; flugs vermehrte er seinen Taufnamen mit dem Wörtchen Alphons, adelte sich selbst, und glaubt nunmehr steif und fest, er stamme von der Familie jenes spanischen Kardinals ab. Und auch diese eigenmächtige Nobilitirung ist öffentlich gedruckt.

Es versteht sich, bey dieser noblen Verfassung, von selbst, daß man allenthalben in Wien lauter gnädige Frauen sieht, die jedem, der bey ihnen eintritt, mit einem air de protection die Hand zu küssen geben. Es giebt sogar eine bürgerliche Visierschneiderinn, deren Dienstboten wenn sie mit ihr reden wollen, Thro Gnaden sagen müssen.

Jedes Mädchen, das einen Mantel trägt, ist demnach ein gnädiges Fräulein. Die Stubenmädchen haben Ausschliessungsweise den Namen Mamsell gepachtet — und folglich geht das Wort Jungfrau in der deutschen Sprache nach und nach gänzlich verlohren.

Fünftes Kapitel.

Moderkrankheiten. Vapeurs.

Alle Wienerfrauen, die sich um ihr Hauswesen nicht viel bekümmern, folglich wenig Beschäftigung haben, (und dies ist sicher der größte Theil) sind der Weichlichkeit im höchsten Grad ergeben. Alle Theile ihres Körpers sinken in eine Erschlaffung dahin, die den Fiebern die zur regelmässigen Absonderung nothwendige Elasticität benimmt.

• Daher die Vapeurs, die aus diesem Mangel von Thätigkeit entspringen, der einerseits die Fähigkeiten der Seele zerrüttet, andererseits durch die geschäftige Einbildungskraft die Nerven den schrecklichsten Konvulsionen aussetzt.

Unter andern wollen Leute mit feinen Nasen die untrügliche Bemerkung gemacht haben, daß jede junge Frau, die über Krämpfungen klagt,

klagt, sehr leicht zu bereden seyn soll, die Stirne ihres Mannes mit Aktäons Last zu zieren.

Die Wienerdoktoren, die gewohnt sind, artigen Frauen den Puls zu fühlen, kennen izt weiter nichts, als Nervenschwächen. Wird ein Sesselträger krank, so sagen sie, daß er Vapeurs habe, und verurtheilen ihn zu Kamillenthee und Hühnersuppen.

Zwölftes Kapitel.

Galanterie.

Der Mann ist es, der die Frau bilbet. Aber da drey Viertel der Männer ohne festen moralischen Karakter, ohne Kraft und Würde sind, so giebt es auch eine Menge zerstreuter, verschwenderischer, buhlender und bis zur Unverschämtheit frecher Frauen.

Die Untreue und Zuhleren hat die Stelle der Liebe eingenommen; daher ist fast jeder unsrer heutigen Ehemänner zu beklagen; daher bedenkt sich jeder Vernünftige sehr lange, ehe er sich in unsern Tagen zu heyrathen entschließt, besonders in der Hauptstadt, wo jede Frau, die nicht geradezu mißgestaltet ist, eine Menge Anbeter um sich herum hat, die ihr, über kurz oder lang, ihren Mann so glatt aus dem Herzen wegplaudern, als ob sie ihn nie gekannt hätte.

Dreizehntes Kapitel.

Widerwillen für die Heyrath.

Es giebt in Wien eine unzählbare Menge von Mädchen, die unter den Flügeln ihrer Eltern, den strengen Wächtern ihrer Keuschheit, auf einen Mann harren. Ich sage harren, denn die meisten harren ihr ganzes Leben darauf. Sie stehen an einem Abgrunde, und werden, frühe oder spät, eine Beute der Schwermuth.

Von

Von allen den Lasten, die der Name eines Ehemannes mit sich führt, erschreckt, fürchtet und weigert sich jeder, den süßesten Kontrakt auf Erden zu schliessen; dies zeigt doch immer von einem Gebrechen in der Gesetzgebung.

Die Frauenzimmer haben mit ihrer Anhänglichkeit an den Luxus gegen sich selbst gewüthet. Schönheit und Tugend haben keinen Werth mehr, wenn ihnen nicht ein Heyrathsgut zu Hilfe kommt. Die Männer verheyrathen sich entweder gar nicht, oder nur mit Widerwillen. Welche Verwirrung in der gesellschaftlichen Ordnung!

Warum sollte es auch in einer Stadt, in welcher das Laster so vielen Zugang findet, an ehelosen Leuten fehlen? Und warum sollte nicht die Zerstreuung der Frauen, die Verachtung mit welcher sie ihre Pflichten behandeln, die Männer über die Folgen einer Verbindung abschrecken, welche die Gewohnheit lächerlich macht?

Alles stimmt zum Vortheil des Lasters: was bleibt der Tugend übrig?

Bierzehntes Kapitel.

Gewisse Frauenzimmer.

Auch giebt es eine gewisse Gattung Frauen in Wien, welche, ohne gerade das Laster an ihrer Stirne zu tragen, doch nicht die ernste Strenge der Tugend besitzen. Sie haben nicht das Nebende, das Freche in ihrer Stellung; aber einen sehr gefälligen Blick. Sie nehmen kein Geld, aber Kostbarkeiten an, weil diese mit einem Schein des Anstandes begleitet sind. Sie ziehen heftig gegen die Mädchen, ihre Nebenbuhlerinnen und Feindinnen los, welche die jungen Männer im Garne halten, und andern Frauen entziehen. Diese richten unter dem betrügerischen Anstrich der Schüchternheit und der Liebe viel Unheil unter dem Männergeschlecht an, und haben ein Laster mehr, als die Buhlerinnen vom Handwerk, die Geucheley.

Bald gefällt ihnen dieser oder jener Stof zu einem Kleid ausserordentlich; bald ist das Gold an ihren Dosen, Etui's und Medaillons sehr blaß und nicht vielfarbigt; bald haben sie im Spiel verlohren; bald beklagen sie sich heimlich, daß sie zu Grunde gerichtet sind, und bekommen in so lange die Migraine, bis man ihnen unter der Hand soviel vorschießt, daß sie von ihren Ehemännern, die sie zu fürchten, aber nicht zu ehren wissen, nicht gescholten werden.

Wenn die Frauenzimmer den Angriff thäten, was würden wir gegen ihre Reize, gegen ihre fortreißende Kühnheit, und ihre in Liebe hinschmelzenden Gefühle vermögen? Zwar — heut zu Tage geschieht auch dies, ohne daß das System der Natur deshalb unterbrochen wird.

Fünfzehntes Kapitel.

Oeffentliche Buhlerinnen.

Irr' ich, wenn ich behaupte, daß es gegenwärtig in Wien wenigstens zehntausend weibliche Geschöpfe giebt, die jedem Preis sind, und ungefähr viertausend, die, weniger frech, unterhalten werden, und von Zeit zu Zeit in andere Hände kommen?

Die ersten geben sich für nichts mehr und nichts weniger aus, als für das, was sie sind, und legen die ganze Frechheit eines verworfenen Geschöpfes vor Augen.

Die grosse Zahl dieser öffentlichen Geschöpfe, welche die Unordnung der Leidenschaften nur zu sehr begünstigt, hat die jungen Männer in Wien zu einem frechen Ton gewöhnt, den sie bis zu den ehrbarsten Frauen überbringen. So ist man in diesem verfeinerten Jahrhundert in der Liebe ungeschliffen.

Das Skandal der öffentlichen Mädchen in Wien wird izt schon sehr weit getrieben. Die Verachtung der Sitten, die Verläugnung der Schamhaftigkeit ist allzudeutlich; das Verderbniß im niedrigsten Stande der Bürger, so, wie im erstern, hat beynah keine Stufe mehr vor sich.

Wie kann sich ein armer ehrbarer Vater mit dem Gedanken schmeicheln, daß er seine Tochter in den Jahren der Leidenschaften rein und unbefleckt erhalten wolle, wenn diese vor ihrer Thüre eine öffentliche Hure, in vollem Putze, den Angriff auf Männer thun, mit dem Laster Parade machen, sie im Schooße der Ausschweifung glänzen und einer zügellosen Freyheit genießten siehet? Sie wird es sich bey einer Betrachtung über sich selbst sagen, daß kein wahrer Werth mit der Ausübung der Tugend verbunden sey, und des Kampfs mit sich selbst müde werden. — —

Man kann die Summe, welche jährlich an ähnliche Kreaturen verschwendet wird, sicher auf ein paar Millionen schätzen. Der Almosen-Artikel wird sich kaum den sechsten Theil so hoch belaufen — ein Unterschied, der Nachdenken verdient. Alles dieses Geld kommt an die Ga-

lan

lanteriehändler, Putzmacherinnen, Lehnkutscher, Wirthen und Musikanten.

Eine grosse Menge von Handwerkern lebt nur allein durch den schnellen Umlauf des Geldes, welchen das liederliche Leben in Gang erhält.

Sechzehntes Kapitel.

Eheliche Trennung.

Der erzbischöfliche Pallast in Wien hallt täglich und stündlich von den Klagen wieder, welche Eheleute, die Eines des Andern müde sind, vor dem Konsistorium austossen, und doch ist die Ehescheidung nicht erlaubt. Die gehelligten Bände der Ehe, da ihre Unauflöslichkeit festgesetzt ist, werden also zerrissen.

Das Gesez war endlich gezwungen, die eheliche Trennung, die noch weit empörender, als die Ehescheidung selbst ist, zu gestatten. Die

mit



mit gutem Willen von beyden Seiten eingegangenen Trennungen sind in Wien sehr gemein. So verlieren die heiligsten Geseze ihre Kraft und Würde. — Unterdessen muß der Mann seiner Frau, in jedem Fall, ihren Unterhalt verschaffen, sie mag ihn durch üble Wirthschaft zu Grund gerichtet, oder durch unanständige Aufführung beschimpft haben.

Siebzehntes Kapitel.

Schooskündchen.

Alle Frauen und — Fräuleins, die sich unter die geschmackvolle Welt zählen, haben Schooskündchen von dieser oder jenen Race, nachdem es die Mode mit sich bringt. Man trete so einem kleinen Hunde nur auf die Pfote, so hat man gewiß die Gunst einer Frau auf lange Zeit verlohren.

Die grossen Schwachköpfe, welche auf der Welt nichts weiter verstehen, als den Frauen die

die Cour zu machen, tragen diese Hündchen öffentlich auf den Promenaden und in den Straßen unter dem Arme; ein Aufzug, der ihnen eine so kleine und thierische Miene giebt, daß man in Versuchung geräth, ihnen gerade unter die Nase zu lachen, um es ihnen zu lernen, daß sie Menschen werden.

Achtzehntes Kapitel.

H o f t r a u e r.

Alle Monarchen und Fürsten von Europa haben Verwandte in Wien. Sobald die Nachricht von einem hohen Todesfall sich in Wien verbreitet, so werden alle schwarze Kleider in Bereitschaft gehalten, um gemeinschaftlich mit dem Hofe die Trauer anlegen zu können. Wer diese Mode nicht mitmachen kann, wird für einen unbedeutenden Schlucker gehalten.

Neunzehntes Kapitel.

Spielsucht.

Man kennt keine bessere Unterhaltung in Wien, als das Spiel. Hierinn wird in den meisten Häusern eine sehr genaue Ordnung beobachtet. Heute begiebt man sich in diese Gesellschaft; morgen in jene; übermorgen läßt man die Frau von — — nebst ihrem Gefolge — Tags drauf den Herrn Baron von — — et Compagnie einladen; alles zum Spiel.

In Häusern, die öfters nicht tausend Gulden sichere Revenüen haben, werden oft manchen Abend hin und her ein Duzend Dukaten verspielt; es giebt deren sogar, die bloß davon erhalten werden, wo man auch auf keine andre Art aufgeführt werden und sich empfehlen kann, als durch das Spiel. — Wohlgeremkt, daß man soviel feine Lebensart haben muß, nichts gewinnen zu wollen, sondern entweder zu ver-

lie-

heren, oder zum mindesten den größten Theil des Gewinnstes als Kartengeld liegen zu lassen.

Ich schweige von einer andern Gattung Spielsucht, wodurch so viele Häuser und Familien gänzlich gefallen sind. Es ist eine wahre Pest, die aus Italien in andre Länder kam. Die traurigen Folgen der Lotterie sind nicht zu berechnen. Wie! man beschwert sich über die Bettler? Man schaffe doch zuvor die Lotterie ab, und verleite die kurzfristigen Menschen nicht, Bettler zu werden.

Zwanzigstes Kapitel.

N e u g i e r d e.

Wenn drey bis vier Personen sich in Wien auf einen Klumpen versammeln, und auf einen bestimmten Ort starr hinsehen; so entsteht als-

bald

bald ein Aufkauf, von allen, die in jener Gegend sind.

Die Wiener sind unzufrieden, sobald sie nichts Neues sehen oder hören. Der heilige Vater von Rom, der Gesandte von Maroko, die grosse Niesinn u. d. d. dienten eine Zeitlang zu Befriedigung ihrer Neugierde; nun fehlt nichts, als daß Hr. Mongolfier von Paris einträffe, und im Prater seine mit Phlogiston erfüllten Kugeln in die Wolken schickte; so würden sie acht Tage lang unablässig in die Luft gaffen.

Als im August 1780 ein gewesener Kassier des Stempelamts gehängt werden sollte, und Tags zuvor Gnade erhielt; so entstand unter dem Pöbel ein unzufriednes Murmeln — nicht deswegen, daß man ihn pardonirte, sondern, daß ihm die Gnade nicht unter dem Galgen ertheilet worden, damit ihn wenigstens jederman hätte sehen können.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

F o p p e r e n .

Der, dessen Umstände es mit sich bringen, von der Gnade anderer Leute zu leben, muß sich in Wien auch gefallen lassen, dafür verspottet zu werden.

In jeder Gesellschaft muß immer einer die Scheibe vorstellen, nach welcher die andern gleichsam die Bolze ihres Witzes verschießen.

Selten wird ein wahrer eingefleischter Wiener einem Armen ein Almosen geben, eh' er ihn nicht eine Zeitlang zuvor verirt hat. —

Wenn ein paar erboste Schriftsteller einander im öffentlichen Druck recht gräßlich beschimpfen; das ist so ihr größtes Gaudium: da lachen sie von ganzem Herzen, und wünschen,
 E daß

daß alle Tage etwas Aehnliches erscheinen möchte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

R e g e l n.

Wer in Häusern, wo er bekannt ist, gut angeschrieben seyn will, muß alle Geburts- und Namenstage der ganzen Familie sehr genau wissen, um ja keinen Gratulationstag zu übersehen, sonst hat er auf immer ausgedient.

Der Glanz der Häuser hängt von den Frauen ab; deswegen muß jedes Familienhaupt bedacht seyn, seiner theuren Helfste Gelegenheit zu geben, sich nach Standesgebühr und Würden so aufführen zu können, daß man bey Verehrung der Frau zugleich sich auch an ihn erinnert.

Ein kluger Mann soll nie die Briefe öfnen,
die an seine Gemahlin einlaufen.

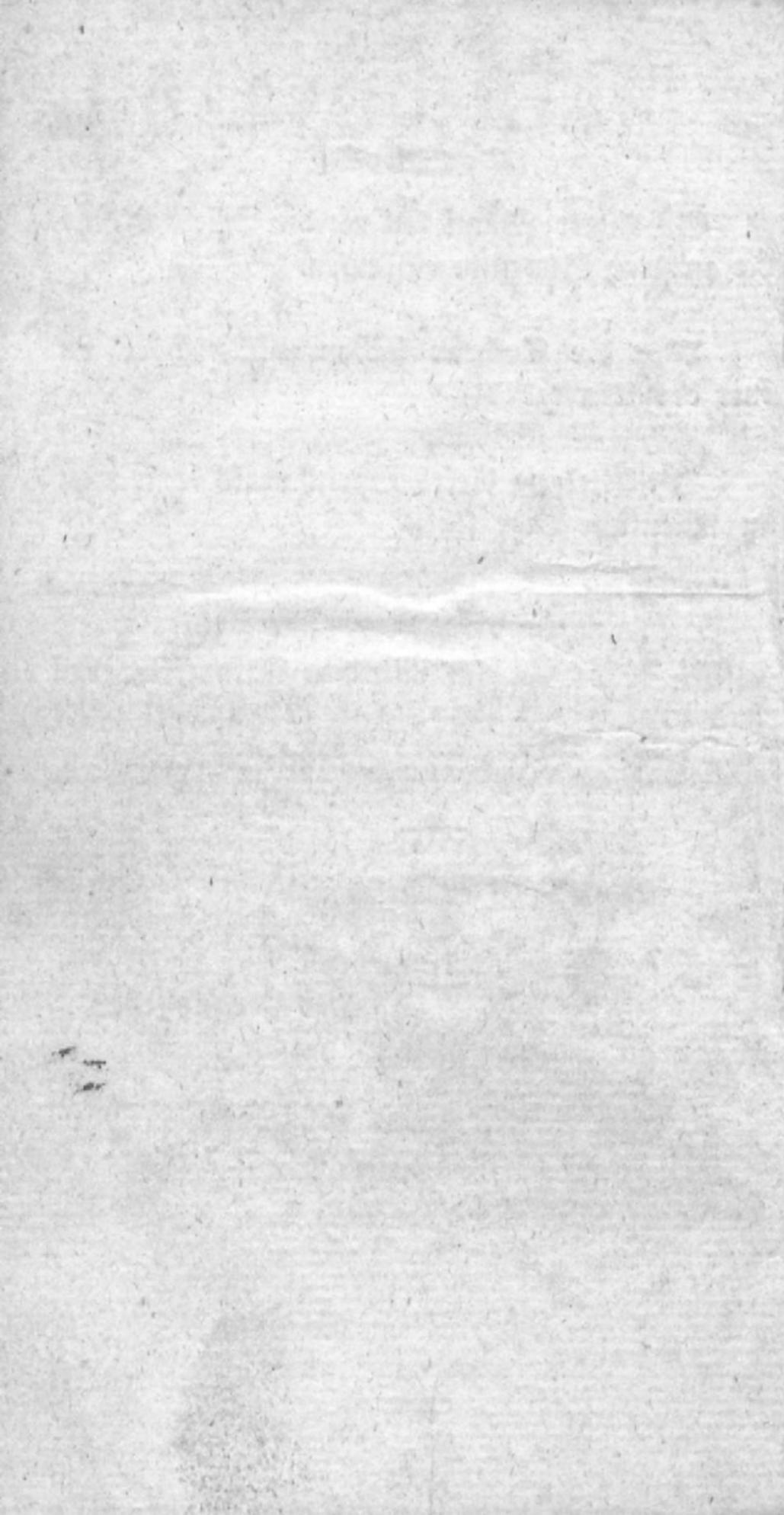
Wer die Tochter haben will, halt' es
mit der Mutter!!!

Die Wirkung dieses Sprichworts kann man
in Wien alle Tage sehen.

Bis hieher bin ich mit dem Manuskript des
Engländers ins Reine gekommen. Die
zweite Hälfte wird nächstens folgen.



Der Herausgeber.



Schwachheiten

der

Wiener.

Aus dem Manuskript eines Reisenden,

herausgegeben

von

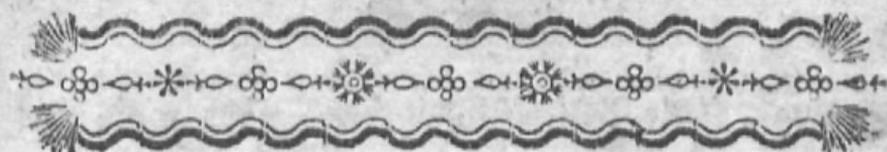
Arnold.

Zweite Sammlung.



Wien und Leipzig,
bey Friedrich August Hartmann.





Drey und zwanzigstes Kapitel.

Staatsläuse.

Wien ist mit einer Menge Menschen angefüllt, die dem Staate zur Last fallen. Unter die erste Gattung derselben rechne ich die Müßiggänger, ich meine jene, die in Verlegenheit seyn würden, wenn man sie ernstlich fragte: womit sie sich beschäftigen?

Solche Leute können zum sichersten Beweis dienen, daß es der Nahrungswege viel in Wien giebt, und daß leider! so manche ihren Unterhalt auf eine schändliche Art suchen. Wovon lebt dieser Herr, oder jene Madame? Man antwortet: Von der Industrie. Unter dieser Benennung ist nicht selten Kupplererey, feiner

Be-



Betrug, klare Beutelschneideren, oder wohl gar etwas noch Schlimmeres zu verstehen?

Die grosse Welt ist jene Schaubühne, auf welcher sich solche Talente entwickeln. Es giebt Kerls, nicht ohne Geschicklichkeit, welche eher vier Wochen darauf raffiniren, einen brauen Mann um zehn Dukaten zu pressen, als daß sie sich entschliessen sollten, in der nemlichen Zeit so viel zu verdienen. Sie haben alles, was die Leichtgläubigkeit hintergehen kann, zu ihrem eigenen Studium gemacht. Sie wissen sich bey Jedermann einzuschmeicheln, und stimmen den Vorurtheilen derer, die sie hintergehen wollen, ohne Unterschied bey. Sie ändern ihre Sprache jedesmal nach dem Manne, den sie vor sich haben. Sie widersprechen nie; ihre Reden sind vergoldet. Sie wissen tausenderley Anekdoten, welche die Neugierbe rege machen können. Sie sind weder Lasterer noch Verläumber; sie haben einen gewissen Scherz, der nichts Beisendes hat, weil er ihrem System, die Gleißneren der Sitten mit der Gleißneren der Seele zu verbinden, so anpassend ist, und all' ihr Bestreben nur den Beutel schwacher Menschen gilt.

Man darf es den Wienern als eine Hauptschwachheit anrechnen, daß sie sich von Menschen

ſchen ſolcher Art ſehr leicht bethören und betrügen laſſen, weil gerade dieſe es verſtehen, ſie an ihrer Eigenliebe zu füzeln.

Eine andere Gattung Müſſiggänger iſt dem gemeinen Weſen nicht minder ſchädlich, dieß ſind die ſogenannten Nezozianten aller Arten, welche bloß von der Armuth ihres Nächſten reich werden, weil ſie jene, die ihrer Hülfe bedürfen, aufs unbarmherzigſte brandschazen. Sie verſehen den, der bloß in Verlegenheit iſt, in Jammer und Noth, machen den Bedrängten ganz unglücklich, und ſtoſſen den, der am Rande des Abgrunds ſchwankt, mit eben jener Hand, die ſie ihm ſcheinbar zur Rettung anbieten, vollends hinab.

Man hat bis auf unſere Zeiten jene Leute für unehrlich gehalten, welche todten Thieren die Haut abziehen, indeß die grausamſten Wucherer, welche lebendige Menſchen ſchinden, öfters gar geadelt worden ſind.

Eher würde man Del aus Kieſelſteinen preſſen, als ſolchen Katholiſchen Juden Menſchlichkeit einflößen können. Mit den geſezmäßigen vier oder fünf Procenten iſt ihnen nicht gedient; ſie müſſen 20, 30 auch 50 haben. Sie beſtehen nicht eher, daß ſie Geld vorräthig haben,

ben, bis ihnen so viel Vortheil angeboten und versprochen wird, als sie wollen. Sie leihen Niemand geradezu etwas; sie kaufen Wechsel- oder Saßbriefe, die pro forma an einen andern ausgestellt seyn müssen, mit erstaunenden Abzug — und kaufen ist ja erlaubt. Eben so machen sie es mit den Unterpfändern, die ihnen zur Sicherheit ihres Vorschusses angeboten werden. Sie ziehen zuerst den Hülfbedürftigen mit Hofnung und leeren Verträstungen so lange auf, bis er auf dem Punkt ist, alles eingehen zu müssen, was ihm vorgeschrieben wird; sodann entschliessen sie sich endlich, höchstens den dritten Theil des wahren Werthes gegen Unterzeichnung eines schriftlichen wohl verlausulirten Reverses darauf zu leihen, worinn der Aussteller mit klaren Worten bekennet, daß er die Sachen (von denen die Rede ist) um die Summe von so und so viel verkauft habe, mit dem Vorbehalt jedoch, daß er sie binnen wenig Wochen (denn auf lange Zeit leihet kein Wucherer etwas aus) gegen Erstattung des Vorschusses wieder an sich bringen könne, in Ermanglung dessen aber kein weiteres Recht darauf habe. Der Bedrängte, welcher in der ihm bestimmten kurzen Frist nicht Rath schaffen kann, kömmt durch eben den, bey dem er Hülf suchte, ins Verderben.

Alle Gesetze wider den sträflichen Wucher sind bey diesen Leuten fruchtlos, denn sie sprechen: Kaufen ist erlaubt! Der Fiskus muß diese Schurkereyen mit ansehen, ohne sein Amt geltend machen zu können; es bleibt ihm nichts übrig, als die Achsel zu zücken, und zu bekennen, daß die Betrüger klüger sind, als die Verfasser der Gesetze. — — —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Equipagen.

Diese gehören allerdings unter die Lieblingssteckenpferde der Wiener. Ein alter Krüppel kann öfters damit dem artigsten jungen Mann bey einem Mädchen den Rang ablaufen. „Was
 „ willst du mehr? (spricht ihre Mutter) Du
 „ bekommst Wagen und Pferde, einen ei-
 „ genen Bedienten, ein Stubenmädchen ic.
 „ Beym andern mußt du zu Fuße gehen,
 „ und hast vielleicht nicht einmal ein Stu-
 „ benmädchen, geschweige einen Bedienten.“
 Solche Beweggründe müssen frenlich Eindruck

machen; das bethörte Mädchen reicht dem ausgemergelten Freyer ihre Hand, hebt das Herz, ohne es selbst zu wissen, für einen künftigen Hausfreund auf, und spricht; „mein Schicksal will es so, denn die Ehen werden im Himmel geschlossen.“

Wer in einer Stadt, wie Wien, dem grausamen Luxus des Fahrens Einhalt machen könnte, würde sich wahrhaftig um das gemeine Beste sehr verdient machen. Im Grunde ist es doch nichts anders, als die Weichlichkeit, welche unsere Zeitgenossen nach Equipagen so lüstern macht.

Kein rechtschaffener Mann darf sich Hoffnung machen, ein Mädchen aus einem sogenannten guten Hause zum Weibe zu bekommen, wenn er nicht überzeugend darthun kann, daß er Wagen und Pferde zu halten im Stande ist. — Leider geschieht es oft, daß Leute im Alter zu Fusse gehen müssen, die in ihrer Jugend von Haus zu Haus gefahren sind.

So lang ein Doktor der Arzneykunst zu Fusse geht, glaubt der wenigste Theil, daß er geschickt ist, gut zu kuriren. Und doch sind die Beyspiele nicht selten, daß solche Männer manchmal grössere Böcke machen, als medizinische
Fuß-

Fußgänger. Auf allen Fall tröstet man sich damit, daß es mehr Ehre macht, von einem fahrenden Arzt unter die Erde befördert zu werden, als von einem Gehenden. —

Das Verbot des schnellen Fahrens wird zwar von Zeit zu Zeit erneuert; aber es hilft nichts. Alle Jahre wird man in dem allgemeinen Toderverzeichniß eine Menge unglücklicher Schlachtopfer finden, mit deren Blut das Pflaster von Wien gefärbet worden. Wenn ein Bürger lebendig gerädert worden, so untersucht man, ob es mit dem Vorder- oder Hinterrade geschehen ist. Der Kutscher steht nur für das erste. Das Getümmel in den Straßen verursacht, daß man öfters das Warnen der Kutscher nicht hört; und wenn dieser Zeugen hat, daß er ein Einzigesmal geruffen, so ist er gerechtfertigt.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Lehenwägen. Fiakers.

Nusser mehr als vierhundert sogenannten Stadt-Lehenwägen giebt es auch noch gegen sechshundert Fiakers in Wien, welche sich in alle Plätze und Strassen dergestalt postiren, daß zween andere Wägen, die sich begegnen, selten voreinander vorbeypassiren können. Hiezu kömmt der dritte und vierte Wagen, und so entsteht eine Sperrung der Strassen, die oft die längste Zeit dauert, und die Fußgänger sowohl als die Fahrenden in ihren Geschäften hindert.

Die nämlichen Fiakers, welche eigentlich zur Bequemlichkeit des Wiener Publikums dienen sollen, sind schon seit mehreren Jahren eine eigentliche Last desselben. Sie stehen so dicht aneinander, daß man oft einen weiten Umweg nehmen muß, um in das nächste Haus zu kommen. Vor den Gewölbern brafer Bürger, die davon jährlich einen namhaften Zinns geben müssen, hingelagert, schaden sie dem Nahrungsstand, und hindern mit ihrer Person eben so

so sehr als mit ihren Wägen und Pferden, denn sie stellen sich klumpenweise zusammen, necken und stoßen einander herum, indeß der bessere Theil der Einwohner mit Gefahr sich durchdrängen, und froh seyn muß, wenn er unbeleidigt und unbeschmutzt davon kömmt.

Die Fiakerknechte sind die rohesten, ungeschliffensten und abgeseimtesten Bengel; in der nemlichen Stunde, wo sie fünf und zwanzig Prügel wegen einer sträflichen Grobheit erhalten, begehen sie eine andere. Sie fodern beynt Aussteigen fast allezeit mehr, als man ihnen beynt Einsteigen zusagte, und da hat man denn keine andre Wahl, als zu geben, was sie verlangen, oder mit einer Insolenz vorlieb zu nehmen.

Man sollte glauben, daß Jederman lieber zu Fusse gehen als mit diesem Auswurf der Menschen sich abgeben würde, besonders da man gewöhnlich von einem Ende der Stadt zum andern schneller gehen als fahren kann; aber der Dämon der Weichlichkeit beherrscht die Städter. Sie wollen lieber in Gefahr seyn, den Kopf anzustossen, oder umgeworfen zu werden, als sich entschliessen, den H—n einer rauhen Luft Preis zu geben,

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Pracht und Aufwand.

Keiner will eine kleinere Figur machen, als der andere. Die Frau eines Hofraths will sich vor der Frau eines Wechslers in ihrem Putz nicht übertreffen lassen; der Sekretair will, des Vorurtheils wegen, nicht für geringer angesehen werden, als der unter ihm stehende Windbeutel von einem Accessisten — dies ist die Ursache des übermäßigen Aufwands bey dem größten Theil der Bewohner Wiens, der die innere Dekonomie der Familien zerrüttet, und so viele Bankrute nach sich zieht.

Diese Sucht, groß zu thun und reicher zu scheinen, als man ist, beschränkt sich nicht nur auf Kleidung und galante Tändeleien; sondern sie erstreckt sich auf die Einrichtung der Wohnungen. Es wird ein überflüssiger Pracht an dem Hausgeräthe verschwendet. Tischler, Tapezierer, Maler, Vergolder, Bildhauer, Drechsler müssen sich Monate lang beschäftigen, etliche
Zim-

Zimmer einzurichten, die vielleicht selten zu etwas andern gebraucht werden, als darinn auf und ab zu gehen, oder — Tarok zu spielen. — Große kostbare Spiegel werden auf allen Wänden und Glocken in allen Ecken angebracht. — Hierzu rechnet man die große Menge von Silbergeschirr, und man wird einsehen, woher der Mangel am geschlagenen Gelde entspringt, da man die Reichthümer, gegen ihre Bestimmung in Mobilien verwandelt. Dieser ganze Reichthum von Metall wird zu einer sterilen Masse, weil sie nicht mehr im Umlauf ist. Gold und Silber, was nicht im Umlauf ist, oder nicht wieder zu Gelde wird, nützt gerade eben so viel, als wenn es ewig im Bauch der Erde geblieben wäre.

In Ansehung der Kleidungen ist die Uppigkeit bey beiden Geschlechtern auf den höchsten Grad gestiegen. Bey ihrer Anschaffung wird nicht auf die Nothdurft, sondern auf die Kostbarkeit Rücksicht genommen.

Kleidungsgeetze kennt man nicht in Wien. Der Laugenichts kann sich wie ein Cavalier, der Praktikante wie sein Präsident, die feile Meze wie eine Dame kleiden, und die Obrigkeit wird kein Wort dazu sagen. Ein Privatmann kann mit dem zügellosesten Luxus schimmern,

mern, man fragt nicht, woher er's hat, selbst dann nicht, wenn man weiß, oder wenigstens wissen kann, daß ihm die Einkünfte dazu mangeln.

Kerls, die gegenwärtig die Gassen kehren, und viele andere, die ein ähnliches Schicksal verdient hätten, aber, glücklicher weise leidlicher davon gekommen sind, haben, zu ihrer Zeit, einen so frapanten Aufwand gemacht, daß selbst die dummste Menschengattung in Wien, die Hausmeister ihrer Wohnungen, an den Fingern abzählen konnten, daß alles dies, ohne Schurkery, unmöglich bestritten werden könne. Und doch ließ man sie ihr Spiel forttreiben, bis die Krimminalobrigkeit Halt machen, und den endlich entlarvten Betrüger beym Kopf nehmen mußte. Hätte man ein wenig früher vigilirt, so würden gutherzige Bürger vor einem ansehnlichen Verlust, und solche Menschen vor der öffentlichen Schande, durch eine kleine gerichtliche Korrektion, bewahrt worden seyn. —

Kurzfristige Politiker machen, bey ähnlichen Vorwürfen, die Einwendung, daß man mittelst Einschränkung des Aufwandes Handel und Wandel hemmen würde; ist es aber nicht besser, die Kaufleute vor einem gewissen Verlust zu bewahren, als den Verschwendern stillschweigend

gend die Erlaubniß zu geben, ihnen die Waaren ohne Geld abnehmen zu dürfen? —

Wehe übrigens jedem braven jungen Manne, der in unsern Tagen in Wien heyrathet. Alle Wochen entsteht eine neue Form in dem Bau der weiblichen Kopfzeuge. Alle vierzehn Tage sind neue Seidenzeuge oder zum mindesten Bänder in der Mode. Der Aufwand für die Moden übersteigt heut zu Tage den Aufwand für den Tisch und die Equipagen. Der unglückliche Ehemann kann es nie berechnen, bis zu welcher Summe diese täglich veränderten Fantasien hinaufsteigen, und er muß schnelle Hilfsmittel bey der Hand haben, um diesen unerwarteten Kaprizen Genüge zu leisten, sonst findet sich ein Hausfreund, der seiner Frau dies alles, gegen die — gewöhnliche Bedingung — verschafft. Es bleibt ihm kein Mittelweg übrig; er muß sich entweder zu Grunde richten, oder — Hörner tragen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Bouffantes.

Man sagt, daß eine berühmte Pariser Operistinn, als sie sich gesegneten Leibes befand, die erste war, welche, um ihren Stand zu verbergen, Bouffantes getragen habe. Noch von jeher sind Favoritinnen grosser Herren oder Theatergöttinnen die Urheberinnen weiblicher Modetrachten gewesen.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist nie eine Mode rasender mit gemacht und länger beygehalten worden, als eben diese. Alle Mädchen und Weiber wollen mit der untern Helfte ihres Leibes breit seyn, um mit der obern desto geschmeidiger zu scheinen — ich sage, zu scheinen, denn solche Gestalten kann Niemand, ohne verrückt zu seyn, für natürlich halten. —

Das viele Eisenwerk an dieser unvernünftigen Modebildung ist, nach den einstimmigen Berichten der geschicktesten Aerzte, die einzige

Ur-

Ursache, daß igt in Wien jedes Jahr mehrere hundert falsche und unglückliche Geburten sich ereignen, und so viele Kinder tod zur Welt kommen.

Alles Lärmen und Hadern wider diese Tracht ist fruchtlos. „ Ich würde einem ausgeronnenen Gäring gleich sehen (spricht jede) „ wenn ich meine Bouffante ablegen sollte. „

Wenn sich also nicht wenigstens ein Mirakel ereignet, daß einige Weiber von der Natur so breite Posteriora bekommen, als sie sich mittelst der Kunst machen, oder wenn nicht etliche Mütter Kinder mit fleischernen Bouffanten zur Welt bringen; so ist keine Hofnung vorhanden, daß Ende dieser verwünschten Mode zu erleben.

Acht und zwanzigstes Kapitel,

Salopprie.

Der Mantel war ehedem bey dem weiblichen Geschlechte ein Zeichen, entweder, daß jene, die ihn trägt, nicht gemeinen Herkommens sey, oder, daß sie durch Verheyrathung mit einem

Mann von Distinktion des Rechts fähig geworden, ihn zu tragen. Man findet über das, was ich hier sage, zwar nirgends ein eigentliches Gesetz; aber ich darf mich desfalls auf eine alte ehrwürdige obwohl schon verjährte Gewohnheit berufen.

Wer heut zu Tage nach dem Mantel auf den Stand eines Frauenzimmers schliessen wollte, würde öfters die gemeinste Meze für eine gnädige Frau ansehen, denn nun tragen alle Kammerjungfern, alle Strumpfwäscherinnen, alle Exstubenmädchen und alle Kupplerinnen — Mäntel, oder wie man sie nennet, Saloppen.

Wenn ein ehrliches wohlbemitteltes Wiener Bürgermädchen es wagt, in einem Mantel öffentlich zu erscheinen; so rümpft Jederman die Nase, und spricht: „Sie trägt, was ihr nicht gebührt,“ indeß die schlechtesten aus dem Dienst entlaufenen Weibsbilder, über die eine brave Bürgerstochter unendlich weit erhaben ist, täglich und stündlich vor aller Augen in Mänteln herum laufen, ohne daß es Jemand einfällt sich darüber zu entrüsten. O der Schwachheit! —

Neun und zwanzigstes Kapitel.

T a d e l s u c h t.

Wenn die Wiener in ihren Gesellschaften nichts zu verschneiden haben, so werden sie misanthropisch, oder ziehen einander selbst durch die Hechel. Die Tadelsucht gehört unter ihre Erbsünden. Da wird wohl in einer Stunde von dreißig Materien geplaudert. An dem nemlichen Tisch wird oben ein Grundsatz als unwiderlegbar behauptet, von dem unten gesprochen wird, daß er abgeschmackt sey.

Eigentlich tadeln die Wiener nicht in der Absicht, zu verläumdern, oder zu schaden — es ist eine blosser Unterhaltungston. Sie sind auch in Ansehung der Gegenstände ihres Gesprächs sehr gleichgültig. Es ist ihnen einerley, ob sie von der ottomanischen Pforte oder vom heiligen Stuhl, vom Zakerl im Kreuzerspiel oder vom P. P. P. P. Sast reden.

Nicht so die Kleinschriftler, Stoppler, die beißenden Gesellen und Lehrjungen, welche als

lenthalten sich einnisten und im Diktatorton alles tadeln und schlecht finden, was entweder über ihren Horizont, oder sonst nicht nach ihrem Geschmacke ist. Diese Wespen setzen nicht eher ihre Feder an, als bis ein anderer etwas geschrieben hat, das Aufsehen macht und Abgang findet. Sie gleichen den Schmeißfliegen, die sich hinten auf das Ross eines Reiters setzen, um per Kompagnie mit durch die Welt zu galoppiren. Sie wissen es aus eigenem Instinkt, daß das Gewerbe des Kritikers gerade das leichteste ist, und befriedigen damit das doppelte Gefühl ihrer Unwissenheit und Eifersucht zugleich.

Nichts ist lustiger, als wenn man in Wien öfters hört oder liest: „dieser oder jener Autor hat seinen Gegenstand nicht gründlich genug bearbeitet. Da hat er zu wenig gesagt, dort hätte er mehr anbringen können &c.“ — Wenn er nun vielleicht im Originalaufsatz ungesehr das, noch mehr gesagt und angebracht hätte, als man im Abdrucke vermißt; wie dann? Wenn nun die Censur für gut oder nöthig befunden hat, einen Aufsatz gerade so zu wässern oder zu verstümmeln, wie ihn das Publikum nachher empfängt; was kann da der Autor dafür?

Inzwischen giebt doch dieser Gelehrtenlärm der unersättlichen Begierde des Publikums nach
 allem

allem, was Tadelsucht, Satyre und Hohngelächter heißt, ihre Nahrung. Es giebt nur darum so hämische Tadler in Wien, weil seine Einwohner an diesem innerlichen Krieg Wohlgefallen tragen, und bey dem Frieden Langeweile haben.

Dreysigstes Kapitel.

Politische Kannengießerey.

In jedem Wiener Kaffeehaus wird das Schicksal von Europa jeden Tag wenigstens dreyimal entschieden. Da kommen die alten ehrlichen Philister sowohl als alle übrige Neuigkeitskrämer zusammen.

Zuerst greifen sie nach dem Todenzettel, sehen, ob sie nicht irgend einen Bekannten darinn finden. Da nun selten ein Tagverzeichniß der Toden erscheint, aus welchem nicht einer oder der andere Jemand von den Anwesenden bekannt war; so fehlt es nie an Stof zu vorläufigen Gesprächen, bis die neuen Zeitungsblätter ankommen.

Da wird der Lebenswandel des Verstorbenen, seine Krankheit, die Ursache seines Todes, seine Verlassenschaft, sein Testament, seine Wittwe, seine Kinder und alles, was man von ihm kennt und weiß, zergliedert und beurtheilt. Man spricht so gleichgiltig von dem nächsten Bekannten, als ob man vom Tode des Großveziers in Konstantinopel redete. „Gott tröst ihn, sagt, einer, es war ein ganzer Hecht.“ —

Endlich naht sich die Stunde, wo gewöhnlich der Briefträger die neuen Zeitungen bringt. Ein Heißhungriger, der mehrere Tage keinen Bissen zu essen hatte, kann nicht gieriger nach einer ihm dargebotenen Speise langem, als diese Herren nach den Erlanger, den Regenspurger, den Frankfurther und den Köllner Zeitungsblättern. Nun geht das Raisonniren im Ernst an. Die Königreiche, Republiken und Fürstenthümer werden, der Reihe nach, aufgestellt, die Finanzen der Potentaten berechnet, bestimmt, und geordnet. Man läßt Flotten mit einander raufen, und Armeen von Norden nach Süden marschiren.

Hiezu kommen noch die Privatneuigkeiten, die der eine vom Heizer aus der Staatskanzley, der andre von einem Hofkriegsrathsboten, der dritte von dem Portier eines Gesandten vernom-

men

men haben will. Jeder behauptet, was er gehört hat, einer widerspricht dem andern, und keiner will jener Parthey, für welche er sich erklärt hat, den mindesten Nachtheil zufügen lassen.

Einer ist österreichisch, der andere preussisch; der dritte französisch, der vierte englisch, der fünfte russisch, der sechste holländisch, der siebente amerikanisch, der achte türkisch, der neunte etwa neutral — jener schimpft über den Erlanger, dieser über den Köllnerzeitungsschreiber, und so entsteht ein Lärm, trotz einer Judenschule.

Wenn man alles drucken lassen könnte, was zu Wien in den Kaffeehäusern von Zeit zu Zeit über die gangbaren Staatsfachen gesprochen wird; man würde den seltsamsten Wischmasch von Unsinn, guten Einfällen und Widersprüchen vor sich haben.

Ein und dreszigstes Kapitel.

Nationaltheater.

Seit jener Zeit, als Joseph die Schaubühne seines Schutzes würdigt, haben die Wiener eine vortrefliche deutsche Schauspielergesellschaft, welche unstrittig in ganz Deutschland ihres gleichen nicht hat. Es ist daher kein Wunder, daß bey Aufführung guter Stücke jedesmal das Haus zum Erdrücken voll wird, und eine ziemliche Menge Menschen gar keinen Platz bekommt.

Man sagt mir, daß noch vor fünfzehn Jahren das Haus bey eben diesen Stücken, die heut zu Tage so grossen Zulauf haben, leer geblieben wäre. Damals war man noch gewohnt, Zoten und extemporirte Possen durch die Hannswürste, Bernardone und Burline zu sehen und zu hören. Gebler und Sonnenfels sind es, denen man in Wien das heutige gereinigte und regelmäßige Schauspiel verdankt; Sie sind es, die den Geschmack der Nation durch Muth, und patriotischen Eifer unvermerkt umstimmten und die Mittel bereiteten, der Hauptstadt
Deutsch-

Deutschlands eine Bühne zu geben, die ihrer würdig ist.

Man hat sie nun, und hat doch nicht, was man haben könnte. Unter eben diesen so vortreflichen Schauspielern und Schauspielerinnen herrscht zu allen Zeiten ein Mangel an Wett-eifer und Harmonie, eine Trägheit, ein unausstehlicher Stolz, ein elender Neid, der zu viel Zänkereyen und Rabalen Anlaß giebt, die auf die Vorstellung der Stücke, die der Ergözung des Publikums gewidmet sind, einen sehr nachtheiligen Einfluß haben. Sie, deren allseitiges Bestreben dahin abzielen sollte, gemeinschaftlich sich Ruhm und Beyfall zu erwerben, trachten unablässig, einander heimlich oder öffentlich abzuwürdigen, und nie sind Zweeen unter ihnen wahre Freunde, als wenn sie sich wider einen Dritten verbinden — dies aber nur so lange, bis eine andere Absicht sie anders stimmt. Sie feinden sich unter einander, der Rollen wegen, so grimmig an, daß sie nichts lieber sehen, als wenn der Held der Stückes — nicht gefällt. Wahrlich, man sollte fast glauben, daß diese Herren und Damen allzugut bezahlt sind, als daß sie das Publikum gut bedienen sollten.

Das Publikum bedienen? Ja, denn das Publikum bezahlt seinen Eintritt, und der Mo-

narch hat nur deswegen die Bühne in Schutz genommen, und ihre Mitglieder in Rücksicht der Sagen auffer Sorgen gesetzt, damit das Publikum gut bedienet werden soll.

Wenn man gegenwärtig die Anschlagzettel des Nationaltheaters liest, so sollte man bey nahe glauben, daß die Kaiserl. Königl. Nationalhoffchauspieler bloß für ihr eigenes Vergnügen spielten, und das Publikum aus Gnade gratis zusehen ließen. Kaum daß der Name der Stücke und die Aufzüge angezeigt sind. Ich hasse das Zahnarztmäßige auf den Anschlagzetteln der Nebentheater; aber die Personen des Schauspiels sowohl als die Namen der darin auftretenden Schauspieler könnten wenigstens bey neuen noch nie vorgestellten Stücken immerhin auf den Zetteln angezeigt werden, ohne daß die Kaiserl. Königl. Nationalhoffchauspieler an ihrer Würde etwas vergeben würden.

In Ansehung der Wahl neuer Schauspiele beruht alles bey dem dazu aufgestellten Ausschuss. Wenn man diese Herren in der besten Eintracht sehen will, so muß es in dem Augenblick geschehen, wenn sie über ein neues eingesendetes Schauspiel urtheilen. So eifersüchtig kann kein Engländer auf das Wörtchen Liberty seyn, als sie auf den Ausdruck: Gut sind.

Ich

Ich bin in sofern mit ihnen einstimmig, daß vielleicht unter dreßsig und noch mehr eingesendeten Stücken kaum eines diesen Stempel verdienet; aber daß diesem ungeachtet manches Stück von ihnen verworfen wird, das im Grunde weit besser ist, als dies oder jenes, welches sie angenommen und aufgeführt haben — dies ist unwidersprechlich wahr.

Von der Helfte des Monats Oktobers bis zu Ende des Faschings darf sich überhaupt kein Verfasser, der nicht genau mit diesen Richtern bekannt oder verbunden ist, die mindeste Rechnung machen, sein Stück angenommen oder aufgeführt zu sehen. Wenn es ja von der Art ist, daß es nicht füglich verworfen werden kann, so wird dessen Vorstellung wenigstens in die Sommer Monate verschoben, wo der angenehmen Jahreszeit wegen das Publikum seine Abende lieber in den Gärten als im Theater zubringt — die gute Herbst und Wintereinnahmen kann man entweder für sich selbst oder für sehr gute Freunde sparen. *Comprenéz vous?*

Wie hat man doch darauf verfallen können, den Schauspielern die Annahme oder Verwerfung neuer Stücke zu überlassen? Sie, die vor allen Dingen darauf sehen, ob für sie Force, rollen darinn sind, oder nicht? Sie, die theils
selbst

selbst, theils durch fremden Beystand, von Zeit zu Zeit Theaterstücke liefern, und denen folglich daran gelegen seyn muß, mehr Stücke zu unterdrücken, als anzunehmen, um sich von dieser Seite nothwendig zu machen, und die Einnahmen in den besten Zeiten sich selbst zuzuschützen?

Oder hätte etwa dieses löbliche Gremium sich noch gar keiner Partheilichkeit schuldig gemacht? Hätte es nicht etwa schon Stücke im Manuscript verworfen, die nachher, da sie gedruckt waren, und der Verfasser keine Einnahme mehr fordern konnte, gleichwohl, und meistens mit dem lautesten Beyfall aufgeführt worden? Fehlte es etwa an solchen Beispielen? Sind solche Stücke durch den Druck besser geworden, als sie ehedem im Manuscript waren? Besser nicht, wird man mir antworten, aber wohlfeiler. Gut das; so unterlasse man wenigstens, in öffentlichen Zeitungen einheimische und auswärtige Schriftsteller zu Verfertigung und Einsendung neuer Stücke einzuladen und aufzumuntern; so mache man ihnen zum mindesten unter der Hand zu wissen, daß sie das Anerbieten wegen der dritten Einnahme nicht so nach dem buchstäblichen Verstand, sondern nur Bedingungsweise für wahr anzunehmen haben; daß ihre Stücke nur angenommen werden, wenn glück-

licher weise die Mitglieder des Ausschusses keines vorrätzig haben, oder, der schlechten Zeit wegen, keines hergeben wollen, u. s. w.

Nie wird man mich überzeugen, daß die Schauspieler kompetente Richter der Theaterdichter seyn können. Aber darinn wird mir jeder, der den Ausschuß und seine Maximen aus Beobachtungen und Erfahrungen näher kennt, beypflichten, daß weit mehr gute Stücke, als man bisher gegeben, auf die Wiener Schaubühne gekommen wären, wenn ihre Annahme oder Verwerfung nicht von Schauspielern abhienge, sondern von Männern, die weder den Dichter noch den Akteur sondern das Werk im Gesicht haben und beurtheilen, die ein Stück deswegen nicht schlechter finden, weil es Dieser, und nicht besser, weil es Jener geschrieben hat. Genug von dieser odiosen Sache, worüber schon so Manches, ohne Wirkung, gesagt und geschrieben worden. Man muß in Geduld stehen, bis das Maas voll ist, oder gar übergeht, dann — wird sich alles geben.

Es ist unangenehm, Männern von so entschiedenen Talenten ähnliche Vorwürfe machen zu müssen, wenn man der Wahrheit getreu bleiben will. Wer könnte zufrieden und glücklicher leben, als die Mitglieder des Wiener
Ma-

Nationaltheaters beyderley Geschlechts? Gewißte wären der ausgezeichnetesten Achtung und Verehrung würdig, wenn man sich immer bereeden könnte, daß die herrlichen Sentenzen und edlen Handlungen, die man auf der Bühne von ihnen hört und sieht, ihnen ähnlich sähen. —

Ubrigens wünschte ich einen Mißbrauch abgeschafft zu haben, den das Wienerpublikum mit dem zu Paris und London gemein hat, nemlich: das Händeklatschen. Es klatscht, um seinen Beyfall zu bezeigen, und klatscht auch aus Ironie. Diese rauschende Wuth verschlingt das Urtheil der stillen Beobachter, und im Ganzen den Ausspruch des Volks im Schauspielhaus. Die Wirkung der besten Vorstellung wird dadurch vernichtet und die angenehmste Täuschung unterbrochen. Man schadet dadurch dem Schauspieler und dem Dichter.

Der wahre Beyfall, der dem grossen Dichter und dem grossen Schauspieler schmeicheln muß, ist dieser: „ wenn ein todes tiefes Still-
 „ schweigen im Schauspiel herrscht, wenn der
 „ Zuschauer, bey einem tiefgerührten Herzen, mit
 „ Thränen im Auge, weder den Gedanken noch
 „ die Kraft besitzt, sich dem Klatschen zu über-
 „ lassen, wenn er, in die siegende Täuschung
 „ verlohren, den Schauspieler und die Kunst
 „ ver-

„ vergift — daß sich alles um ihn herum reas-
 „ listirt, ein unauslöschlicher Zug sich tief in
 „ sein Herz gräbt, und ihm dieses Zauberspiel
 „ noch lange vor der Seele bleibt. “ —

Aber gerade, als ob man nicht stark ge-
 nug sich fühlte, solche Eindrücke zu ertragen,
 läßt man die Illusion nicht bis zu jener Kraft
 reif werden, sondern entledigt sich ihrer durch
 Klatschen oder Plaudern. So lange ein Zu-
 schauer, der bis zu Thränen im Schauspiel ge-
 rührt ist, manchmal seinen hinter ihm stehenden
 Nachbarn zum Gespötte dient; so lange noch
 die Damen auf dem Parterrenoble oder in den
 Logen, sobald sie ein Stück schon einmal ge-
 sehen haben, unter den rührendsten Auftritten so
 laut plaudern, daß ein Theil der benachbarten
 Zuschauer nicht einmal die Worte des Schau-
 spieler's verstehen kann und voll Unwillen öfters
 laut das Stillschweigen begehren muß: so lan-
 ge wird man es schwerlich dahin bringen, den
 Schauspieler über der Person dessen, den er
 vorstellt, zu vergessen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Kärntnerthortheater.

Von der Zeit an, als die ehemalige Wiener Theaterpachtung aufhörte, und durch Josepfs Gnade das dormalige Nationalhoftheater gegründet wurde, überläßt man das Schauspielhaus am Kärntnerthore unentgeltlich jeden Truppen, die sich darum melden. Dies wurde damals in Zeitungen kund gemacht, mit dem Versatz, daß die Unternehmer mit den erforderlichen Theater scenen und sogar mit den nöthigen Kleidern aus dem Borrath der Nationalbühne unterstützt werden sollten.

Diesem ungeachtet sollte man auf das Portal des Kärntnerthortheaters mit großen schwarzen Buchstaben die Inschrift setzen -

In Fuga Salus!

Jeder, den etwa die Lust anwandeln würde, Unternehmer dieser Bühne zu werden, würde aus diesen Worten sein künftiges Schicksal lesen

fen, und sich wenigstens nicht mit der Unwissenheit entschuldigen können, daß er nicht vor seinem Untergang gewarnt worden. Denn so, wie ihm die Erlaubniß ertheilt wird, seine Schauspiele daselbst vorstellen zu dürfen, so hat er nichts mehr und nichts weniger, als die Freyheit: sich zu Grunde zu richten.

Noverre, weiland Wiens Abgott, konnte sammt seinen unnachahmlichen Balleten, vereinigt mit der Böhmischen Gesellschaft, welche deutsche Operetten, die damals für Wien noch eine Neuheit waren, aufführte, nur auf kurze Zeit darinn bestehen. Er hat, wie seine im öffentlichen Druck erschienenen Berechnungen beweisen, bey außerordentlichem Zulauf, und den größten Einnahmen, die je in diesem Haus gemacht worden, doch nichts erübrigt, und wäre, wenn er die Entrepriese fortgesetzt hätte, eben so gewiß, als alle seine Nachfolger, verlohren gewesen.

Der Königl. preussische allergnädigst Generalprivilegirte Schauspiel Direktor Wä-
ser — die Unternehmer, Moll, Bustelli, Krall —
der Nationalschauspieler Müller mit seinem
vortreflichen Kindertheater — etliche französische
Truppen — der Jakerl Jahn — und nach ihm
die Schauspieler Nouseul und Gensike — alle
dienen zum Beweis, daß im Theater nächst dem

Kärntnerthore nichts zu gewinnen ist, und daß es am Ende mancher für einen glücklichen Zufall ansehen muß, daß das Thor so nahe am Theater ist. Ich will eben keinen Unglückspropheten abgeben, aber ich fürchte, daß jene beide Truppen, die es dermal inne haben, vielleicht noch im alten Jahre zur Bekräftigung dieser ledigen Wahrheit dienen werden.

Wie können solche armselige Privatunternehmer sich jemals beyfallen lassen, daß es ihnen möglich sey, Schauspiele zu geben, die nur einigermaßen neben den Vorstellungen des Nationaltheaters bestehen, und sich anhaltenden Besuch versprechen können? Die Liebhaber der Schauspiele gehen, der Neuheit wegen, einmal hinein, und bis es diese alle gesehen, so füllt sich das Haus etlichemal. Nachher kommt Niemand mehr, als wer etwa im Nationaltheater keinen Platz bekommt, und doch den Abend in einer Komödie zubringen will, oder — sonst etwas aussucht, was ohnehin überall in Wien zu finden ist.

Auch die möglichst beste fliegende Truppe kann in diesem Haus nicht bestehen. Denn außer den bekannten und sichtbaren Ursachen des Verderbens giebt es noch viel andere, die jeder Unternehmer erst dann kennen lernt, wenn er im
Laby=

Labyrinth steckt. Eine ganze Unglücksitaney könnte man davon verfassen, und man sollte es, damit sie jeder Unternehmer dieses Hauses auswendig lernen könnte, um einst die Ursachen seines Untergangs an den Fingern abzuzählen.

Drey und dreszigstes Kapitel.

Der Kasperl.

So nennet sich der Lustigmacher des Theaters in der Leopoldstadt. Er ist seit vielen Jahren schon unter diesem Namen bekannt, berühmt und bis auf den heutigen Tag noch eben so sehr beliebt, als Anfangs.

Man darf ihn, ohne Schmeicheln, den Liebling der Wiener nennen. In allen Stücken, die daselbst gegeben werden, spielt er unter dem Namen Kasperle die lustige Person.

Zuschauer aus allen Ständen stürzen in Menge hinein, und noch nie hat das vortref-

lichste Stück im Nationaltheater so viel ununterbrochene Vorstellungen ausgehalten, als manche Farcen dieser Bühne. Merkur, der neue Modezauberer, wurde im vorigen Winter, bey vollem Hause, dreyzehnmal nacheinander gegeben. Man gebe das unvergleichlichste Stück zehnmal im Nationaltheater ununterbrochen, und man wird den Unterschied sehen.

Die Ursache, warum dieses Vorstadt Theater so häufig besucht wird, ist klar. Man giebt daselbst die eigentlichen Volksstücke. Sprache, Handlung, Scherze und Possen sind zwar öfters plump, aber ihre Schilderungen sind natürlicher, als jene des grossen Theaters, und machen folglich desto mehr Eindruck. Sie mahlen die Menschen nicht, wie sie seyn sollen, sondern wie sie sind, und wählen zur Vorstellung lauter Gegenstände, die nicht über den Horizont ihrer alltäglichen Zuschauer gehen.

Die Anmassung der Schauspieler in der Stadt, daß es ihnen allein zukomme, vernünftige und regelmässige Stücke vorzustellen, und die Unterstützung dieser lächerlichen Forderung mag eigentlich Ursache seyn, daß der Unternehmer dieses Theaters sich mit seinen Vorstellungen nur auf lauter niedrig komische Stücke ein-

einschränkt , und sich nie über diese Sphäre hinaus wagt.

Der immer gleich gute Fortgang seiner Entreprise dient indeß zum Beweis , daß er den Geschmack des grossen Haufens , die Fähigkeit seiner Gesellschaft und die tauglichste Art Stücke für seine Bühne genau kennt. Er weiß , daß man in seinen Vorstellungen lachen will , daß man keine grossen heroischen Handlungen von seiner Gesellschaft vorgestellt haben will , daß man ernsthafte Schauspiele nicht bey ihm sucht , und daß man nicht mehr von ihm und seiner Gesellschaft fodert , als ein — Vorstadtschauspiel.

Diese nemliche Gesellschaft würde weit strenger beurtheilt werden , wenn sie es wagen wollte , ihre Vorstellungen auf dem Kärntnerthortheater zu geben. Sie würde bey eben den Zuschauern den Beyfall in der Stadt verlieren , den sie sich vor derselben erworben , weil man gewohnt ist , jeden Unternehmer des Kärntnerthortheaters für einen Nebenbuhler der Nationalhoffschaubühne anzusehen , und ihn mit seiner Gesellschaft aus diesem Gesichtspunkt zu beurtheilen — welches denn natürlich nicht vortheilhaft ausfallen kann. —

So viel ist indessen richtig, daß La Roche, (der eigentliche Name des Kasperls) alle mögliche Talente zu einem grossen komischen Schauspieler besitzt. Seine Sprache, sein Ton und besonders sein Geberdenspiel würde auch einen Nato lachen machen. Wenn er nicht der grosse Mann ist, der er seyn könnte; so hat es ihm an Gelegenheit gemangelt, sich besser auszubilden, und mit der Natur das Studium mehr zu verbinden.

Gleichwohl würde er bey keiner andern Gesellschaft solche Progressen machen, als bey dieser. Hier sind und werden alle Stücke auf ihn eingerichtet. Man denkt sich so zu sagen in diesem Hause kein Stück, ohne ihn. Wenn das Wort Kasperle nicht auf dem Zettel steht, so ist es — leer. Aus diesem Grund wäre zum Besten des Unternehmers zu wünschen, daß er in Zeiten sich um ein paar Zöglinge dieses Wiener Lieblings bewerben möchte, denn auch die Kasperl sind sterbliche Menschen, und wo sollte man gleich wieder einen andern hernehmen? —

Bier und dreiszigstes Kapitel.

Die Heze.

Sollte man glauben, daß ein graufames, ekelndes, die Menschheit entehrendes Schauspiel, wo man Thiere zusammenhezt, sie kämpfen und einander zerfleischen läßt, seit einer langen Reihe von Jahren so häufig in Wien besucht wird, daß der Unternehmer desselben im Stande ist, mehrere tausend Gulden jährlichen Pachtschilling davon zu bezahlen? Nichts ist richtiger! Die Liebhaber der Heze sind im Durchschnitt zahlreicher, als die Freunde des gesitteten Theaters.

Dieses blutige Spektakel wird alle Sonn- und Feiertage des Nachmittags gegeben. Das Wetter müßte außerordentlich mißgünstig seyn, wenn nicht häufige Zuschauer aus allen Klassen und Ständen sich einfänden würden, um zu sehen, wie ein Stier mit Hunden kämpfet, wieviel er mit dem Horn spieset und in die Höhe wirft.

wirft, wie ein Wildschwein um sich schlagen kann, wie die Wölfe ein Lamm zerreißen, oder ein junges Schwein von einem Bären lebendig gefressen wird. Da wird denn durch die ganze Woche davon gesprochen, und am nächsten Sonntag findet man sich aufs neue dabey ein.

Man findet immer eine Menge vornehmer Frauen und Fräuleins darinn. Die Bürgersöhne führen ihre Mädchen, die sie zu heyrathen gedenken, zur Ergözung dahin, und man kann sich vorstellen, was dies für empfindsame zärtliche Mütter geben wird. — Andere halten und ernähren grosse Fanghunde, in der einzigen Absicht, sie zu den Hezen herzuleihen, um sagen zu können: dieses Schwein oder jenen Bären hat mein Hund solo gefangen; diesen Ochsen hat er allein gehalten, und jenen Wolf hätte er umgebracht, wenn man ihm nicht das Maul aufgebrochen hätte.

Man bezeigt seinen lauten Beyfall in der Heze eben so wohl durch das Klatschen, als im Nationaltheater bey den rührendsten Szenen. — Vor mehrern Jahren wurde in Wien eine Komödie verfaßt und aufgeführt, unter dem Titel: Was ist der Geschmack der Nation? Hätte der Verfasser darunter geschrieben: Die
Ge-

Geze! so hätte er die Mühe für sein ganzes Stück ersparen können.

Fünf und Drensigstes Kapitel.

F e u e r w e r k.

Eine weit herrlichere Unterhaltung, wo das Auge ohne Beleidigung entzückt und das Ohr ohne Schrecken ergötzt wird, ist das Feuerwerk. Wenige Städte in Europa haben in ihrem Bezirk einen so gut gelegenen und bequemen Platz zu dieser Gattung Schauspiele, als Wien in seinem Lustwald hat, der Prater genannt.

Um den geringen Preis eines Zwanzigkreuzerstücks sieht man daselbst so schöne und wohl- ausgeführte Feuerwerke, wofür man in Paris gerne einen Louisd'or bezahlen würde. —

Dem Einwohner Wiens wird das Schönste, was er öfter oder immer haben kann, gleichgültig,

tig, und so geschieht es, daß manches Feuerwerk dem Künstler kaum seine Auslagen wieder einbringt.

Sechs und Dreyßigstes Kapitel.

Der Augarten.

Daß ja kein hämischer Notennmacher (wenn diese Bemerkungen jemals gedruckt werden sollten) mich beschuldige, als hätte ich den Besuch des unvergleichlichen Augartens unter die Schwachheiten der Wiener rechnen wollen! Ich würde ihn als einen Kalumnianten behandeln! Gerade umgekehrt! Ich hätte Lust, es eine sehr grosse Schwachheit der Wiener zu nennen, daß er nicht so häufig und nicht so anhaltend besucht wird, als er verdient.

Es läßt sich keine reinere Ergözung denken, als im Frühling, Sommer und zu Anfang des Herbstes bey Sonnenaufgang in diesem, allen

Me-u

Menschen von ihrem Schätzer gewidmeten Lustort, zu frühstücken. Die nahe Stadt mit ihren Thürmen und Pallästen, rückwärts, zur Linken die Kette von Gebirgen, an deren Fuß manigfaltige Dörfer und Schlösser zwischen fetten Weingärten dem Landschaftmaler die herrlichsten Gegenstände zur Uebung oder Verewigung seines Pinsels darbieten; vorwärts der durchgehauene Wald mit einer unübersehbaren Aussicht, dreifach von der Donau durchströmt; rechts die ländlichen Gebäude, welche zu Josephs Ergözung und Aufenthalt im Sommer dienen; die anmuthigen dichtbelaubten Alleen, in denen aus den nahen Gebüschten tausend rege Sängler der Luft ihr unnachahmliches Konzert anstimmen; der erquickende Geruch so vieler Blumen, Blüthen und Kräuter — alles dieß sollte die Bewohner Wiens veranlassen, diesen in jedem Verstande Kaiserlichen Garten zehnfach mehr zu besuchen, als wirklich geschieht.

Zwar, im Monat May ist der Besuch dieses lieblichen Hains sehr zahlreich; aber im Juny und July nimmt er, wenigstens am Morgen, merklich ab, und in den spätern Monaten findet man ihn öfters ganz — leer.]

„ Da hätte man viel zu thun, wenn man
 „ immer des Morgens so zeitig aufstehen müßte,
 „ te,

„te, „sagen sie, und bleiben liegen bis neun Uhr; dann sehen sie gähmend zum Fenster hinaus und murmeln: es wird heute ein hübscher Tag werden, indeß sie schon den dritten Theil verschlafen hatten.

Sieben und dreissigstes Kapitel.

Die Redoute.

So sehr auch die Frauen und Mädchen das das Bette lieben, und so gerne sie in den Federn stecken; so gerne unterbrechen sie den Schlaf und alle übrige Bequemlichkeit, wenn die Redouten angehen.

Diese zarten weichen Geschöpfe, die ausserdem in der mindesten rauhen Luft Konvulsionen bekommen, stürzen sich da in das ausserordentlichste Gedränge hinein, und ihre subtilen Körper halten es recht gut aus, daß sie in der Mitte eines bald unbeweglichen, bald hin und her

her schwanckenden Haufens von Menschen gestossen und gedrückt werden. Je mehr man sie quetscht, für desto schöner hält man sie, und je gedrängter die Gesellschaft ist, desto mehr wünscht man sich Glück, daß man ihr beygewohnt hat.

Und was kann man denn eigentlich für eine Unterhaltung in der Redoute haben? Sich an den mancherley Masken ergötzen? Selten sieht man eine neue, die man noch nicht kennt. — Ein munteres Gespräch führen? Die Galanteriegespräche ausgenommen, so sind alle übrige unbedeutend und läppisch. Alles was man unter der Maske hört, hat weit weniger Geist, als das, was man sich in Gesellschaften sagt.

Sonst herrschte eine ausgelassene Fröhlichkeit bey den Bällen; igt nicht mehr. Man beobachtet sich unter der Maske eben so sehr, als in der Gesellschaft. Zum Tanzen ist meistens gar kein Platz vorhanden. Desters, wenn man seine Kompagnie verliert und folglich keinen Bekannten an der Seite hat, mit dem man sprechen kann; so hat man gar lange Weile. Aber man geht blos dahin, um den andern Tag sagen zu können: ich bin auf der Redoute gewesen, und fast erdrückt worden.

Acht und dreissigstes Kapitel.

Währing. Nußdorf.

Alles, was zur galanten Wienerwelt gehört, findet sich öfters an Sonn- und Feiertagen des Abends von zehn Uhr bis nach Mitternacht, auch noch länger, in einem von diesen beyden Orten ein, um da zu tanzen, zu soupiren und zu — scharmiren, nach Herzenslust.

Man kann da die artigsten Bekanntschaften machen, wenn einem anders an artigen Bekanntschaften etwas gelegen ist. Wer an der Politesse der Wiener Ehemänner gegen ihre Frauen zweifeln wollte, der kann in Währing und Nußdorf davon überzeugt werden.

Weit entfernt, ihre Gattinnen mit dem mindesten Verdacht zu kränken, oder einer erniedrigenden Eifersucht Gehör zu geben, lassen sie solche, mit ihrer ausdrücklichen Erlaubniß, in Ge-

Gesellschaft der berufensten Bhestandsadjunkten ganze Nächte auf dem Lande sich unterhalten, und nun — Honny soit qui mal y pense!

Neun und dreyzigstes Kapitel.

H e r r n a l s .

So wenig als der Kirchtag zu Währing (oder vielmehr das Birthshaus der Biersack genannt) unbesucht bleibt; so wenig wird Herrnals alle Jahre in der Fasten versäumt.

Man muß der Zeit ihr Recht wiederfahren lassen, sagen sie, langen nach dem Rosenkranz, und gehen oder fahren nach Herrnals. Je schöner und anmuthiger die Fastenzeit in Ansehung der Bitterung ausfällt, je stärker ist auch der Eifer zu dieser Andacht; und je häufiger der dasige Kalvarienberg besucht wird, je mehr schenken die Pauliner daselbst von ihrem Wein aus, denn das ist ihr Kirchtag.

Eben

Eben hör' ich, daß sie aufgehoben worden sind. Ewig Schade um ihren Weinschank. Wenn dieser nicht durch Jemand fortgeführt werden sollte, so wird die ganze Andacht sich nach und nach vermindern und endlich gar — eingehen.

Vierzigstes Kapitel.

Feine Lebensart.

Wer in Ansehung seiner Gattinn der Eifersucht Raum geben wollte, würde dem Gespötte aller derer, die ihn umgeben, ausgesetzt seyn. Er darf sie also in Gesellschaft nicht führen, und muß sie allzeit einem andern überlassen.

Er darf nicht ungehalten werden, wenn sie erst gegen Mittag aufsteht, und sich allenfalls gegen Mitternacht niederlegt.

Er darf ihr nicht vorschreiben, mit welchen Frauen sie umgehen, oder welche sie meiden soll. Auch hat er nicht nöthig zu wissen, mit wem sie korrespondirt. Wenn er recht viel Vernunft zeigen will, muß er die Briefe, welche ihm ungefehr in die Hände kommen, und an seine Frau adressirt sind, ihr selbst unverfehrt überreichen, ohne eine saure Mine zu machen, oder die mindeste Bedenklichkeit zu äußern.

Er muß gegen Jedermann die Eingezogenheit und Tugend seiner Frau rühmen, und sich glücklich preisen, daß er ein so vortreffliches Geschöpf zu seiner Gattinn zu erhalten so glücklich war.

Er muß sich sorgfältig um die sogenannten Kleinen Schulden seines Weibchens (beym Stubenmädchen) erkundigen, und sie von Zeit zu Zeit heimlich tilgen, ohne sich das mindeste merken zu lassen. u. s. w.

Überhaupt muß er — eine Lüge mehr oder weniger, was thut das? — jederzeit sagen:
 „ daß, wenn er sich noch einmal verehlichen
 „ sollte, und die Frenheit hätte, aus allen
 „ Schönheiten des Landes, welche er wolle,

D

„ aus

„ auszusuchen, er doch keine andere als eben
 „ sie wählen würde. “

Wer sich zu diesem Grad von Selbstverläugnung zu schwach fühlt, der darf in Wien entweder gar nicht heyrathen, oder muß zum mindesten auf das Lob Verzicht thun, daß er eine feine Lebensart habe.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Die Mütter.

Wenn die Töchter sitzen bleiben, und alt werden, ohne Männer zu bekommen, so ist wohl Niemand mehr daran Schuld, als ihre Mütter.

Sie bringen ihnen anfänglich verkehrte Grundsätze bey. Sie sprechen in den Kinderjahren schon immer von dem grossen Glück mit ihnen, daß sie einst als Frauen machen werden. Sie lehren sie sehr frühe die reizende Schminke der Zärtlichkeit und Koketterie annehmen; prägen ihnen nichts als Liebe zu Künsten ein, welche die Wollust reizen und verschönern; legen ihnen

ihnen keine andere Pflichten, als die Pflicht zu gefallen aus Herz, und während sie dem Endzweck dieses Unterrichts entsagen, werden sie zugleich so stolz, daß sich so leicht keiner getrauet, ihnen einen Heyrathsantrag zu machen.

Endlich wagt es einer oder der andre, sich um sie zu bewerben. Da werden ihm wenigstens zweyhundert Fragen zur Beantwortung vorgelegt, und wenn er nur bey einer einzigen stotzt, so wird ihm angedeutet, daß er sich keine Hofnung zu machen habe.

Es kommen neue Verehrer; aber allemal scheidert's beym Heyrathskontrakt. Indessen werden die Töchter mannbar. Je älter eine Waare wird, je mehr verliert sie von ihrem Werth, wenn man auch die übrigen Zufälle nicht in Anschlag bringen will.

Am Ende werden die Mädchen selbst mißvergnügt. Es bleibt keine Wahl mehr übrig, und nun wird der erste, der den Antrag thut, angenommen, und die ganze Sache binnen wenig Wochen ins Reine gebracht. Solche Bräute können sich wenigstens ihrer sechs Parthien rühmen; aber freilich werden sie es nie sagen, daß sie von fünf derselben wieder verlassen worden.



Glaubt

Glaubt es, ihr Mädchen; die Männer werden rar und theuer werden! Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr fragen wird: Mein Herr! wieviel können sie mir Wittwengehalt versichern, wenn Sie sterben? sondern man wird bloß fragen: "Können Sie so viel erwerben, daß wir nicht darben müssen?" und vielleicht werden dann die glücklichen Ehen wieder anfangen.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Wiener Maximen.

Um Leib und Seele gut zu versorgen, muß man alle Monate beichten gehen, alle Vierteljahre zum Abführen einnehmen, und jährlich wenigstens einmal zur Aderlassen.

Man muß seinen Nächsten lieben, wie sich selbst, das heißt: man soll das Weib eines andern so lieb haben, als sein eigenes.

Im Himmel muß man, der Sicherheit wegen, ein paar ansehnliche Patronen oder Fürsprecher haben, und auf Erden ein paar Referenten. Zu den ersten muß man öfters seine Andacht und zu den letztern seine Opfer verrichten.

Ein Rausch ist besser, als ein Fieber.

Die nächste Treue ist man sich selber schuldig. Warum soll man einem andern etwas mittheilen, da man nicht wissen kann, ob man es einst nicht selbst braucht?

Die Welt liegt im Argen; drum soll man nie, ohne Unterpfand, etwas weggleihen. Das Spiel und das Regozium leiden keine Freundschaft.

Ein Mädchen ohne Geld, das man heyrathen will, ist wie eine Lampe ohne Dehl. Die Flamme der Liebe hat keine Nahrung und erlischt bald.

So lang man jung, gesund und frisch ist, muß man seine Freyheit genießen. Kommt der Herbst des Lebens heran, wird der Körper haufällig, daß man bald eine Wärterinn nöthig hat, so ist es Zeit zu heyrathen.

Wenn

Wenn die Frau rechts geht, darf der Mann links marschiren. Nimmt sie sich einen Aufwärter, so sucht er sich eine — Freundin.

Niemand liest, um zu lernen, sondern um zu — kritisiren. Man liest die Satyren am liebsten, und schimpft hernach auf den, der sie gemacht hat.



Schwachheiten

der

W i e n e r.

Aus dem Manuskript eines Reisenden,
herausgegeben

von

A r n o l d.

Dritte und letzte Sammlung.



Wien und Leipzig,
bey Friedrich August Hartmann.





Drey und vierzigstes Kapitel.

Rechtspflege.

Sheiliger Justinian! wie wirthschaften deine Priester! So wird und muß jeder Patriot ausrufen, wenn er die Wiener Advokaten, ihre Sollicitatores, ihre sogenannte Mittelschreiber und ihre Bedienten näher kennen lernt.

Kriege, Hunger und Seuchen sind nicht immer die einzigen Plagen, welche die Länder verderben und ihre Einwohner zu Grunde richten; manche Uebel die noch grausamer und stärker wüthen, weil ihre Verheerung unvermerkt um sich greift, liegen näher. Die sogenannten

Pries



Priester der Gerechtigkeit, die auf das allgemeine Wohl des Staates so viel Einfluß haben, durch welche die Gesetze gehandhabt, befördert und ehrwürdig gemacht werden sollen, eben Diese sind es, die den Tempel der Themis zur Höhle der Chikane machen, die den Bürger des Staats durch gerichtliche Formalitäten entkräften, und zu gleicher Zeit, wo sie den einen zum Schein beschützen, den andern bis aufs Blut aussaugen und elend machen — denn die meisten sind nichts mehr und nichts weniger, als — Blutigel.

Kein Zug ist in diesem Gemälde übertrieben. Wer daran zweifelt, der gehe in die Schreibstube des nächsten besten Advokaten; der untersuche die unzähligen und meistens unbedeutenden Gegenstände der Prozesse; der sehe zugleich die Expensspezifikationen ein, und überzeuge sich, wie oft die blossen Unkosten eines Streits den Werth desselben dreyfach übersteigen; der lerne einsehen, wie oft manche Rechtsache, der Kosten wegen, bis aufs äußerste getrieben wird, und wie oft der Kläger zu beklagen Ursache hat, daß er sich der Leitung seines Rechtsfreundes überlassen.

Nächst den Bankzetteln und den öffentlichen Obligationen sind die Akten der Advokaten
die

die theuersten Papiere im Staate, nur mit dem Unterschied, daß die ersten allenthalben, als baares Geld, die letztern aber höchstens nur zum — schlechtesten Gebrauch dienlich sind. Für sechs bis acht Zeilen ihrer sogenannten Anbringen, deren ein Bedienter, der vier Wochen lang schreiben gelernt hat, zwanzig in einer Stunde machen kann, und wozu nicht einmal ein Kopf, sondern nur eine Hand mit drey Fingern nöthig ist, rechnen sie insgemein 1 fl. 30 kr. an, und wenn sie ja recht gnädig seyn wollen, einen Gulden. Ehe man sich versteht, steht eine Rechnung von vierzig bis fünfzig Gulden da, deren Moderirung und Eintreibung vielleicht eine gleiche Summe an Superexpensen nach sich zieht.

Ist's ein Wunder, daß wir eine so ungeheure Menge Advokaten haben, da selbst die geringfügigsten Gändel, der Gewohnheit nach, durch sie bey Gericht anhängig gemacht und betrieben werden? Wenn ehedem sich Eltern über die künftige Bestimmung ihres Sohnes berathschlagten, so viel meistens das Resultat dahin aus: "er soll Doktor Juris werden"; denn es mangelte nicht an Beyspielen, daß es bey diesem Metier eben so schwer nicht sey, reich zu werden.

Leider ist es wahr, daß die innere Verfassung aller europäischen Staaten ohne Advokaten kaum bestehen kann, weil die Rechtsgelehrsamkeit ein ungeheures Chaos ist, dessen Gemische von Gesetzen, Gloßen und Kommentarien der ungelehrte Bürger in seinem Kopfe nicht verwahren kann, und folglich bey dem mindesten Vorfall gezwungen ist, sich an einen Mann zu wenden, der das sogenannte bürgerliche und kanonische Recht, den Kodex, die Pandekten, die römischen Gesetze und den ganzen Plunder längst vergessener Jahrhunderte, sammt den nachherigen Modifikationen unter seiner Perücke beherbergt. Aber auch dies ist unwidersprechlich wahr, daß drey Vierttheile aller gewöhnlichen Prozesse ohne Juristen und folglich auch ohne übermäßige Kosten geschlichtet werden könnten.

Ist es an und für sich nicht schon übel genug, daß die Unbestimmtheit der Gesetze eine unzählige Menge Rechtsfragen und Streitfachen veranlaßt, deren Erörterung, Auslösung und Entscheidung viel Zeit und Geld erfordert? Sollten nicht wenigstens in solchen Fällen die meistens Klar sind und bey nahe keinem Zweifel unterliegen, die Advokaten ausgeschlossen bleiben?

3. B. Was haben die Advokaten bey Ampeln Schuldforderungen zu thun? Ich bin der Meinung, daß es um die Rechtmässigkeit einer Forderung überhaupt sehr zweydeutig aussehen muß, wenn man zu ihrer Befräftigung einen Juristen braucht. Ueberdies wird durch diese Herren die einfachste Sache öfters so verwirrt, daß selbst die Richter mit Mühe kaum auf den wahren Grund kommen können, und meistens würde, ohne sie, auch die hartnäckigste Streitsache geschwinder und wohlfeiler geendigt seyn.

Man würde vor Entsetzen erstarren, wenn all' jene, die durch unbarmherzige Anhäufung der Expensen von den Advokaten ohne Noth zu Grunde gerichtet worden, auf einem Haufen versammelt wären, und die leidigen Dokumente ihres Unglücks, die Expensspecificationen dieser rechtlichen Nachrichter in ihren Händen hätten. Die Thränen würden den Patrioten in die Augen treten, wenn sie hörten, und überzeugte würden, daß so mancher ehrlicher Mann, der nun ein Bettler ist, hätte aufrecht erhalten werden können, wenn die Advokaten mitleidiger gegen ihn gewesen wären.

Diesen Satz unumstößlich zu beweisen, muß ich den gewöhnlichen Gang solcher Vorfälle etwas genauer schildern.

Ich setze also den Fall, daß ein Mann, der gar kein Verschwender ist, durch Krankheit, Abnahme der Nahrung, oder andere Unglücksfälle in die Nothwendigkeit versetzt wird, ungefehr nur fünfhundert Gulden Schulden zu machen, und trotz aller Mühe, nicht vermögend ist, zur bestimmten Zeit richtige Zahlung zu leisten. Ich setze voraus, daß er diese fünfhundert Gulden in größern oder kleinern Posten etwa zehn Gläubigern schuldig ist. Sein Bitten um Geduld hilft bey etlichen; bey etlichen ist es fruchtlos — diese verklagten ihn, nicht etwa in eigener Person mündlich, sondern der Bequemlichkeit und der eingeführten Ordnung wegen schriftlich durch einen Hof- und Gerichtsadvokaten. Er läugnet die Schuld keineswegs, sondern bittet nur um Fristen; die gegentheiligen Sachwalter gestehen ihm keine weitere Nachsicht zu, und der Richter fällt also das Urtheil; “ daß der

„ Beklagte die eingeklagte Summe (von so

„ und soviel) cum sua causa binnen vierzehn

„ Tagen zu erlegen schuldig sey, und dem

„ Gegentheil bey nicht erfolgender Zahlung

„ auf Anlagen die weitere Exekution, der

„ Ordnung nach, ertheilet werden solle. “ —

Die



Die gerichtliche Frist von vierzehn Tagen ist zu kurz, der Beklagte kann während derselben noch nicht bezahlen, und nun machen die Schreiber der Advokaten einen sogenannten Lauser, nemlich ein Anbringen von drey Zeilen, des Inhalts: „ Ueber den ergangenen Ausspruch „ A geruhe ein Löbl. Gericht nunmehr in die „ gerichtliche Pfändung zuwilligen.“ — Die Pfändung wird nun, der Gerichtsordnung gemäß, bewilligt, und die Effekten des Beklagten werden von einem Gerichtsdiener in Beyseyn eines Schreibers des gegentheiligen Advokaten, (für dessen Beywohnung bey diesem Vorgang in der Expensspezifikation ein paar Gulden angesetzt werden) aufgezeichnet, zugleich an irgend einen Kasten mit rothem Wachs das Gerichts Inseigel aufgedrückt.

Indeß erfahren die übrigen Gläubiger des Beklagten, was andere gethan haben, (denn die Sollicitatores und Schreiber der Advokaten erzählen nicht selten in öffentlichen Schenken, welche Aufträge und Verrichtungen sie hatten) und nun fangen auch diese zu klagen an. Keiner will nun der letzte seyn, sich schadlos zu wissen, alle stürmen zugleich auf den Unglücklichen los, und in kurzem ist er, statt fünfhundert Gulden — Tausend schuldig.

Endlich gelingt es dem Bedrängten, einen Theil seiner Schuld zusammen zu bringen. Er eilt mit vollen Händen zu seinen Gläubigern, bietet ihnen Abschlagszahlungen an, und bittet um Frist wegen dem Ueberrest. Diese weisen ihn an die Advokaten, mit dem Bescheid, daß sie alles ihren Sachwaltern überlassen, und sich verbindlich gemacht hätten, nichts ohne Wissen und Einwilligung derselben zu unternehmen.

Vergebens ist seine Vorstellung, daß der Advokat nur der Betreiber der Forderung nicht aber der Eigenthümer derselben sey; daß jener zufrieden seyn müsse, wenn der eigentliche Gläubiger Nachsicht gebrauchen wolle; der hartherzige oder furchtsame Kreditor besteht darauf, daß er ohne seinen Rechtsfreund sich in Nichts einlassen könne.

Was ist zu thun? Er geht also zu den Advokaten seiner Gegner. In mancher Schreibstube darf er Stundenlang warten, bis er vor den gnädigen Herrn kömmt. (Der Kaiser, mit allen Sorgen für das Wohl Seiner Länder beladen, ist oft geschwinder zu sprechen, als so ein Hof- und Gerichts Advokat.) Nun darf er eintreten. Er spricht, daß er komme, um seine Schuld zum Theil zu tilgen, und zu bitten,

ten, wegen dem Rest bis auf diese oder jene Zeit in Geduld zu stehen. Er wird angefahren, als ob er gestohlen hätte. Man läßt sich lange bitten. Endlich erhält er den Bescheid, daß die angebotene Abschlagszahlung, gegen Adjustirung der Expensspezifikation, (anderst nicht) angenommen werden soll. Man legt ihm eine Rechnung vor, worüber er unsinnig werden möchte. Man erklärt ihm, daß auserdeme mit der Exekution fortgefahren werden wird. Dies ist die Peitsche, die ihm die Adjustirung der unchristlichen Spezifikation abzwingt. Er unterschreibt, ohne zu wissen, wenn und wie er diese neuen Forderungen tilgen wird.

In kurzem ist er in der nemlichen Verlegenheit, in der er war, als er Abschlagszahlung anbot. Er wird wegen dem Rückstand der Hauptschulden sowohl als wegen der adjustirten Expensen aufs neue belangt und beängstigt. Pfändung oder gar — Personalarrest sind die Folgen.

Es gelingt ihm noch einmal, Mittel zu finden, seinen gänzlichen Untergang zu — verzögern: (denn ganz entkömmt er ihm schwerlich) nun aber ist die Rede von den Superexpensen. Er wird wegen diesen eben so streng behandelt, als wegen den ersten Unkosten.

Sein

Sein guter Name, sein Kredit und sein Wohlstand nehmen durch diese Prozeduren stündlich ab; er kann sich endlich nicht mehr helfen, und muß sich seinen Gläubigern und ihren Sachwaltern auf Gnade und Ungnade ergeben. — Man nimmt ihm, was er hat, und er ist noch glücklich, wenn er nicht Jahr und Tage im Gefängniß schmachten darf.

Wenn am Ende gar nichts mehr zu fischen oder zu hohlen ist, so nehmen die Advokaten Expensen und Superexpensen von der Massa zum voraus weg, und mit dem Rest, (wenn ja einer übrig bleibt) mögen die Gläubiger vorlieb nehmen.

Ich kenne einen Mann, der wegen achthundert Gulden reeller Schulden binnen zwey Jahren mehr als zweytausend Gulden baar bezahlt hatte, und doch noch zwölfhundert Gulden schuldig war — alles der Expensen wegen.

Ich kenne einen andern, der wegen tausend Gulden reeller Schulden binnen sechs Jahren mehr als viertausend Gulden bezahlt hat, und noch gegen zweytausend schuldig ist; blos wegen der Expensen. — Sollte mans glauben? Wer eine Wette darum eingehen will, der soll mit den Akten überwiesen werden.

Gat man denn keine Taxordnung, wird man fragen? En, freylich, sagt man. Aber wenn ein Beklagter sich weigert, die ihm vorgelegte Spezifikation der Expensen zu adjustiren, so bleibt ihm keine andere Wahl übrig, als es auf die gerichtliche Moderirung ankommen zu lassen. Diese geschieht auf seine Kosten. Indeß von der Spezifikation sechs oder acht Gulden weggestrichen werden, muß er eben so viel Moderirungstaxe erlegen. Er muß fast immer das nemliche Quantum bezahlen, er mache es, wie er will.

Der Advokate, der mehr fodert, als ihm bey der Mäßigung seiner Rechnung zugestanden wird, wird nie in die Moderirungskosten verurtheilt; der muß sie bezahlen, der sich weigerte, zu geben, was verlangt wurde, wenn es auch noch so ungerecht war.

Wahrlich, so lange nicht in den Vorzimmer der Gerichtsstuben sowohl als in den Schreibstuben der Advokaten die Taxen der gewöhnlichen Streitsachen eben so öffentlich angeschlagen werden, wie die Preiszetteln der Speisen in manchen Wirthshäusern; so lange wird auch diesem enormen Unfug nicht vorgebeugt werden; so lange nicht von der Landesregierung öffentlich geboten wird, daß jeder Advokat, der mehr fodert, als in der bestimmten

Taxe

Taxe erlaubt ist, um seine ganze Expensspecifikation bestraft werden soll; so lange wird auch dieser gesetzwidrigen Geldschneiderey keine Gränze gesetzt werden.

Manche bedingen es sich von ihren Klienten, ehe sie ihre Angelegenheiten annehmen, zum voraus aus, daß sie nicht um die Moderirungsmäßigen Taxen ihnen dienen wollen, sondern daß ihnen jenes, was der Gegentheil nicht erlegt, von ihren Kommittenten vergütet werden müsse. — Daher rührt es, daß die Parthenen ihre Gegner, bey dem Vorschlag eines gültlichen Vergleichs, fast immer an ihre Sachwalter verweisen, und nichts ohne ihr Vorwissen, eingehen wollen, oder können.

Die in der neuen Gerichtsordnung festgesetzten Gerichtstaxen haben, wahrscheinlichweise, um deswillen die Prozesse zu vermindern die Absicht gehabt, weil darinn für ein, in einer strittigen und zweifelhaften Sache ergehendes Urtheil für jede Parthey zwölf Gulden Taxe, somit für den Sachfälligen in Allem vier und zwanzig Gulden bestimmt worden. Ob damit dem gemeinen Besten gedient ist, weiß ich eben nicht. Ich, meines Theils, zweifle sehr. Dem verlierenden Theil fällt es gleich schwer, ob er dem Richter oder dem Ab-

Avokaten des Gegners eine Summe Geld bezahlen muß.

Meines Erachtens sollten die Gerichtstaxen und Expensen der Avokaten Verhältnißmäßig, nach dem Werth des Gegenstandes, worüber gestritten wird, bestimmt werden. Wenn zween Bürger eine Rechnung von zehn Gulden miteinander haben, wenn einer dem andern die Richtigkeit seiner Forderung widerspricht, folglich beide darüber vor Gericht kommen, und in der Meinung, Recht zu haben, von keinem Vergleich etwas wissen wollen; so sind vor allen Dingen vier und zwanzig Gulden für beiderseitige Urtheile zu bezahlen, und im Hui muß also das Kapital, worüber gestritten wird, bey Gericht mit dreyhundert Procenten verzinnet werden.

Man hüte sich vor dem Schuldenmachen und überhaupt vor allen Prozessen, wird man mir einwenden; ich kann hierauf nichts weiter antworten, als: man hüte sich vor dem Luftschöpfen um von keiner epidemischen Seuche befallen zu werden. Welcher Mensch, der nicht etwa vom stockblinden dummen Glück mit Reichthümern übermäßig ausgesteuert worden, wird nicht öfter in seinem Leben sich in der Nothwendigkeit befinden, von einem andern etwas zu lei-

leihen? Wie oft trägt es sich im gemeinen Leben nicht zu, daß ein Schuldner, aller Bemühungen, sein Wort zu erfüllen, ungeachtet, auffer Stand ist, pünktliche Zahlung zu leisten? Wie oft fügt es sich nicht, daß ein Darleiher glaubt, sein Schuldner wolle ihn nicht befriedigen, und deswegen beim Richter Hülfe sucht? Muß dann derjenige, den schon der Ersatz weniger Dukaten in Verlegenheit setzt, nun, der Expensen wegen, unumgänglich in die Unmöglichkeit versetzt werden, keines von beiden entrichten zu können? Kann ein Schuldner sechs Dukaten eher bezahlen, wenn er durch zehn Dukaten Unkosten dazu angehalten wird?

Nichts auf Erden ist greulicher anzusehen, als die Expensspezifikationen der Wiener Advokaten. Über all' ihre schreckliche Herrechnung von Gebühren für verfaßte Anbringen, und Tagsatzungs-Verrichtungen setzen sie auch noch immer ein willkührliches Quantum für Advokaten-Bemühung und Kanzley-Remuneration an; für die simpelste sogenannte Erklärung sind sie im Stande, einen Thaler oder wenigstens einen Gulden anzurechnen; der Aufsatz einer Quittung und selbst der Spezifikation der Expensen muß ihnen bezahlt werden, und es ist ein Wunder, daß sie sich nicht auch für

für die Luft bezahlen lassen, die man bey ihnen einhaucht.

Advokaten Bemühung! Kanzley = Remuneration! Als ob nicht die kleinste Bemühung der Advokaten und ihrer Schreiber schon zuvor angezettelt wäre! Welch eine Unbarmherzigkeit in christlichen Ländern!

Die Expensen moderiren lassen, sagt man? Ein junger Mann, den ich kenne, wurde wegen einem Rest von sechs und dreysig Gulden verklagt. Sechs Wochen verstrichen, ehe er diese Forderung bezahlen konnte. Der Advokat schickte ihm eine Expensspezifikation von drey und zwanzig Gulden. Sie schien ihm zu hart; er erbot sich, achtzehn Gulden zu bezahlen, welche nicht angenommen wurden. Auf Anlagen seines Gegners wurde eine Tagsatzung zu deren Moderirung angeordnet. Dringender Geschäfte wegen konnte er nicht persönlich dabey erscheinen. Er verließ sich auf die Billigkeit der Richter, welche, der in Händen habenden Vorschrift gemäß, die übertrieben angerechneten Kosten ex officio mildern würden. Binnen sechs Tagen wurde ihm ein Urtheil zugestellt, vermöge welchem die Unkosten dieser Sache auf vierzig Gulden und eilf Kreuzer bestimmt wurden. Da er noch nie gehört hatte, daß Expensen ex

officio vergrößert wurden, so deponirte er die vierzig Gulden und eilf Kreuzer, mit dem Vorbehalt seiner weitem rechtlichen Nothdurft. Für das Verbot der Erfolgslaffung und deren Uebermachung an das Universaldepositenamt mußte er etliche Gulden bezahlen. Erst nachher ward ihm begreiflich gemacht, daß man deswegen, weil er bey der Moderirungs = Tagsatzung nicht selbst erschienen, (die doch der Richter, ohne sein Beyseyn, seiner Vorschrift gemäß, ex officio hätte bestimmen sollen und können) für das Urtheil allein vier und zwanzig Gulden gerechnet habe. Auf dem Urtheil, welches ihm zugestellt wurde, war diese enorme Taxe nicht einmal, wie es in der Gerichtsordnung ausdrücklich geboten wird, angemerkt. Er wurde also nicht einmal überzeugt, daß die Taxe pr. 24 fl. wirklich ihre Richtigkeit habe, und konnte vielmehr mit aller Wahrscheinlichkeit schliessen, daß der Advokate seines Gegners offenbar favorisirt worden seye. Zu Vermeidung mehrerer Unkosten lies er die Sache liegen, und bald hernach ward ihm eine Superexpensspezifikation seines Gegners von eilf Gulden zugestellt. Um nicht eine ähnliche Moderation zu erleben, bezahlte er sie, und der Prozeß wegen 36 fl. — kostete also netto 54 Gulden! NB. Dies geschah bey einem Gerichte, das aus lauter Advokaten bestand

bestand, und welches eben, durch Josepfs Gold gänzlich aufgehoben worden. Gott behüte alle gute Christen vor ähnlichen Moderirungen!

Ist es ein Wunder, wenn mancher, der so einen Prozeß verlohrt, sagt: daß zwischen dem Worte: Jud und zwischen dem Ehrentitel: J. U. D. kein anderer Unterschied ist, als daß beym letztern die Buchstaben etwas weiter auseinander gesetzt und bloß mit Punkten abgesondert werden? —

Dem Schutze Dessen, der die Leiden Seiner Völker wissen will, um sie zu lindern, sey dieses Kapitel und sein Herausgeber empfohlen, damit Jene, die es angeht, es ihm nicht entgelten lassen, daß er die Wahrheit sagte!!!

Man wird leicht einsehen, daß er, im Ganzen genommen, noch viel zu wenig sagte, da er nur den kleinsten Theil der Juristenpflicht berührte, und von gewissen sträflichen Einverständnissen, Präcipitirungen, sogar von Prävarikationen nichts meldete. Auch versteht es sich von selbst, daß keiner der redlichen und edelmüthigen Advokaten, deren es in Wien, unstreitig giebt, sich über dieses Kapitel beleidigt finden kann und wird, und daß nur je-

ne, die sich getroffen finden, darüber sich entrüsten werden! Wem's jußt, der mag sich fragen, sagt Hamlet.

Bier und vierzigstes Kapitel.

Schnepfenstrich.

Alle Jäger, die das Wild lieben, daß sich von selbst gegen den Schuß stellt, und für leidlichen Preis willig fällen läßt, lehnen oder setzen sich in der Dämmerung auf den Graben oder den Kohlmarkt an das nächste beste Haus, und wählen unter dem unzähligen Haufen vorüber wallender feiler Dirnen eine aus jenen, die sie entweder noch nicht angeschossen haben, oder der beliebten Veränderung wegen ihrem gegenwärtigen Appetit angemessen finden, und nehmen sie entweder mit sich, oder — gehen mit ihnen. Gegen Abend sollte man stets den Namen dieser Plätze umändern, und sie überhaupt den Wildpretmarkt nennen.

Es ist unglaublich, was man da hört und sieht. Alte ausgemergelte Wollüstlinge, Ehemänner, die die schönsten liebenswürdigsten Frauen haben, Leute, deren Kleid überall Ehrfurcht einflößen sollte, und deren Erscheinung an einem solchen Orte schon Aergerniß ist; Jünglinge, die in den rechtschaffensten Häusern Zutritt haben und den wohlerzogenen Töchtern derselben täglich die Aufwartung machen, sogar — Buben von fünfzehn bis sechzehn Jahren, mit dem Pflaumen um's Kinn, stehen da und lauern auf Nezen.

In allen Gestalten kommen diese Giftschnepfen Schaarenweis angeflogen; einige in der Tracht redlicher Bürgerstöchter, andere im Pug gnädiger Frauen und Fräulein; einige als Stubenmädchen, andere als Köchinnen u. s. w.

Alle blicken so einladend, so buhlerisch um sich her, daß die Strahlen ihrer geilen Augen durch die Dämmerung leuchten. Mit etlichen Worten ist der Handel richtig. Kann ich Sie nach Haus begleiten? ist die Anrede, und die Antwort: Es wird mir eine Ehre seyn!

Ehre! heiliges Wort! so wälzen dich freche Luder im Rothe!

Von jedem hundert weiblicher Geschöpfe, die um diese Zeit, ohne Begleitung, auf diesen Strassen hin und her wandeln, darf man zuverlässig Neunzig als Bestien ansehen, denn die Rechtschaffenen, die um die gleiche Zeit, ihrer Geschäfte wegen, gehen müssen, meiden die dormaligen breiten Steine, und gehen — seitwärts.

Was das entsetzlichste ist, so gehen oft zur nemlichen Zeit, als manche Männer sich nach Kanailen umsehen, ihre Weiber auf gleiche Abenteuer aus, und nicht selten rencontrirt eines das andere.

Komm, sagte einmal einer zu seinem Busenfreunde, laß uns auf den Hof gehen, und den Markt besuchen. Um diese Zeit streichen die G**** dort herum. — Die erste, die ihnen begegnete, war — seine Frau.

Ein anderer wurde von einem seiner Bekannten beredet, in ein Haus zu gehen, wo sich Weiber und Mädchen einfänden, die für Geld und gute Worte zu Jedermanns Diensten seyen. Er trat ein, und — erblickte unter andern
auch

auch — seine Gattinn. — Ja Verräther! schrie sie ihm entgegen, hab' ich dich einmal erwischt? Ich habe diese Einladung veranstaltet, um Deine Treue gegen mich auf die Probe zu stellen. Du gottloser ehrvergessner Mann! So willst du meine Zärtlichkeit belohnen? Ich Unglückliche! — Ein Strom von Zähren floß über ihre Wangen herab.

Der gute Mann wurde feuerroth, und stand beschämt vor seiner theuren Helfte. Stotternd bat er sie um Verzeihung, und versprach, sich Zeit lebens nicht wieder verführen zu lassen. Er würde den ermordet haben, der ihm den mindesten Verdacht gegen die Ehrbarkeit und Tugend seiner Gattinn hätte beybringen wollen.

Tags darauf gieng dies liebe Weibchen wieder ins nemliche Haus. Sapperment, (sagte sie beym Eintritt) wenn ich gestern nicht einen guten Einfall gehabt hätte, so wär' mein ganzer Spass verdorben gewesen! —

Fünf und vierzigstes Kapitel.

G h e s t a n d.

U n t e r h u n d e r t H e n r a t h e n , d i e v o n Z e i t z u Z e i t g e s c h l o s s e n w e r d e n , h a b e n k a u m z w a n z i g w a h r e L i e b e z u m G r u n d e . D a s M ä d c h e n , o d e r i h r e E l t e r n u n d B e r w a n d t e e r k u n d i g e n s i c h b l o s u m d a s I n k o m m e n d e s E h s t a n d s k a n d i d a t e n ; e r h i n g e g e n f o r s c h t g e w ö h n l i c h n u r n a c h i h r e m V e r m ö g e n , n i c h t n a c h i h r e r G e m ü t h s a r t o d e r A u f f ü h r u n g .

G l a u b e n b e i d e T h e i l e i h r e K o n v e n i e n z g e f u n d e n z u h a b e n ; s o w i r d d e r K o n t r a k t a u f g e s e t z t , u n d d e r P r i e s t e r b e k ö m m t e i n e n D u k a t e n , u m ü b e r d a s P a a r d a s K r e u z z u m a c h e n .

D i e s e s G e l d i s t m e i s t e n s z u m F e n s t e r h i n a u s g e w o r f e n , d e n n s i e m a c h e n e i n a n d e r i n k u r z e m s e l b s t K r e u z g e n u g . K a u m , d a ß d i e s o g e n a n n t e n G l i t t e r w o c h e n o h n e U n e i n i g k e i t v o r ü b e r g e h e n . N a c h h e r z e i g t e s s i c h , d a ß d a s W e i b c h e n d i e E h e n u r a l s e i n e n S c h l ü s s e l z u r F r e y =

Freiheit betrachtet, und ihre ehemalige Schüchternheit und Bescheidenheit mit Freymüthigkeit und Frechheit vertauscht habe. Sie nimmt stolze herrschsüchtige Grundsätze an, und duldet keinen Widerspruch. Er hingegen vergißt sehr bald jene Zärtlichkeit, die er als Liebhaber so häufig verschwendete, begegnet ihr kalt sinnig, und geht in andere Gesellschaften, um sich, wie er glaubt, wegen dem mürrischen Betragen seiner Frau schadlos zu halten.

Binnen kurzer Zeit thut jedes, was ihm beliebt. Sie hat ihr abgesondertes Zimmer, und geht mit den beruffensten Frauen der Stadt um; die bekanntesten Stutzer flattern um ihre Toilette; Er frequentirt andere galante Weiber. Sie begegnen einander in öffentlichen Gesellschaften, machen sich Komplimente und verspotten sich wechselseitig. Ist das nicht allerliebste?

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Weibliche Erziehung.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Dies ist ein sehr altes aber sehr wahres Sprüchwort. Wie die Mütter, so die Töchter!

Die Herzen und Gemüther der Kinder sind von Wachs; sie nehmen jede Form an, und was sollte mehr Eindruck bei jungen Mädchen machen, als das Beyspiel der Mütter?

Da sehen sie, von ihrer frühesten Kindheit an, daß die Mama alles im Hause nach Willkühr anordnet; da werden sie deutlich gewahr, daß der Herr Papa alle Launen und Kaprizen der Mama geduldig erfüllt; da hören sie, daß die Frau Mama zur Dankbarkeit ihren Herrn Gemahl heimlich und öffentlich verspottet, und so wachsen sie auf, mit den nemlichen Grundsätzen.

Sie sehen, daß ihre Mutter sich wenig um das Hauswesen bekümmert, und sich bloß auf die Dienstboten verläßt; sie sehen, daß ihr Vater zu allem Nothwendigen das Geld hergiebt, und betrachten ihn gleichsam von Jugend auf als den Sündenbock der Familie.

Sie lernen, weder mehr noch weniger, als die Mama, nemlich, französisch parliren, auf dem Klavier schlagen, allenfalls ein paar Arien fistuliren, Voita, Tarot und Tresett-Mediateur spielen, mit Anstand tanzen, — und einen Rosenkranz beten.

Sie erwerben sich von der Mama den Geschmack, das Schnupflästerchen gerade dahin zu pappen, wo es am besten steht, ihren Kopfnuß aufs zierlichste anzuordnen, und täglich, ihrer Laune gemäß, abzuändern. Mit einem Wort, sie werden, wie ihre Mütter, Koketten, eitle Puzdoßen, eigensinnige und herrschsüchtige Geschöpfe, die in früher Jugend schon einen Beweis ablegen, daß sie alle Anlage besitzen, einst ihren Herrn Gemahl am Strumpfband, gleich ihrem Schosshündchen herum zu führen, oder ihn gar — ohne Beinkleider herum laufen zu lassen.

Es versteht sich zwar auch hier von selbst, daß jene kleine Anzahl von Müttern und Töchtern, die ähnliche Vorwürfe nicht verdient, von diesem Kapitel ausgenommen ist; diesem ungeachtet finde ich nöthig, es, der gewöhnlichen Mißdeutung wegen, noch besonders anzumerken.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

S c h m i n k e.

Der älteste Ursprung der Schminke rührt von einer frechen Dirne her, die über die zügellosesten Zwenydeudigkeiten nicht mehr erröthete, und der man es auf dem Gesichte lesen konnte, wer sie war. Eine ihrer Vertrauten entdeckte ihr, was man insgemein von ihr halte, und von dieser Stunde an — schminkte sie sich. Sie war nun auf alle Fälle gefaßt, und ersparte das unschuldige Erröthen.

Und so ein Geschöpf konnte in ganz Europa eine Mode einführen, die nun von der Dame

me

me bis zum Dienstmädchen herab gleichsam zur zweiten Natur geworden? Leider, so ist es!

Ein Projektante hatte vor einigen Jahren in Frankreich der Krone jährlich eine halbe Million Livres angeboten, wenn man ihm das Roth in Pacht überlassen wollte. So sehr war er überzeugt, daß das Uebertünchen zum Bedürfniß geworden ist. Er hätte ohne Bedenken auch noch eine Viertelmillion Livres für die weisse Schminke anbieten dürfen.

Alles, was der Eitelkeit die mindeste Nahrung giebt, ist für das weibliche Geschlecht eine Lockspeise, der es nicht widerstehen kann.

Die Geschichte der Schminke gehört unmittelbar unter die Reihe der weiblichen Erb-sünden. Ein unwiderstehlicher Hang reizt sie alle zur Nachahmung. Jede will der andern an Farbe gleichen, weil diese Farbe der Schönheit gleicht.

Die Schminke und das Laster sind Geschwisterkinder. Ihr Anwachs ist völlig gleich. Erst bemalten nur Jene ihre Wangen, die da bemerken, daß sie zuweilen blässer als gewöhnlich aussehen. Nachher bestreichen sie sich nur ein wenig, um den schnellen Unterschied ihrer

ihrer Wangenröthe nicht merkbar werden zu lassen. Nun entsteht daraus eine Gewohnheit, die sie selbst nicht eher wahrnehmen, bis sie Bedürfniß wird, um das Gelb zu bedecken, welches diese zerstörenden Schönheitsmittel erzeugen.

So das Laster. Erst glaubt man, nur dann und wann, der Seltenheit wegen, und höchstens zu Befriedigung einer gewissen Neugierde, sich der Ausschweifung zu überlassen. Unvermerkt wird der wiederholte Versuch zur Gewohnheit und endlich — zur Nothwendigkeit.

Auch haben manche tiefe Forscher des menschlichen Herzens mit mathematischer Gewisheit behaupten wollen, daß jedes weibliche Geschöpf, die dem Hang nicht widerstehen kann, sich zum schminken, auch schwerlich der Lüsterheit widerstehen kann, zu — naschen.

Ein Glück, daß diese Meinung nicht allgemein bekannt geworden; alle Männer, deren Frauen sich schminken, würden Gelegenheit zum häßlichsten Verdacht bekommen.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Noten zum vorigen Text.

Daß ein Weib ein Weib ist, daß es sich der Eitelkeit ergiebt, sich schminkt, gerne schön seyn und, wo möglich, Allen gefallen will; dies will ich noch gelten lassen. Sie erfüllt zum Theil ihren Beruf, und sie thut im Grunde besser daran, reizen zu wollen, als sich einer ekelhaften Schlamperen zu überlassen. Aber daß ein Mann, von der Natur um deswillen mit selbstständigen Vorzügen ausgerüstet, weil er ein Mann ist, sich so tief abwürdigen, und den eigentlichen Werth seines Geschlechts so sehr verkennen kann, daß er, mehr noch der Eitelkeit ergeben, als die größte Kokette, sich ebenfalls täglich schminkt; dies gehört nicht in das Verzeichniß der Schwachheiten, sondern in das Register der Dummheit.

Wenn ich Fürst wäre, ich würde jedem Mann, der in meinem Gebiet sich schminkte, die — Finger brechen lassen, um die beleidigte Würde des Mannes zu rächen.

Es ist ein empörender Anblick, in Dikasterien und Landesfürstlichen Kanzleyen, wo man solide Jünglinge und Männer zu finden glaubt, mitunter eitle, parfumirte und lakirte Faselhannsen zu treffen, die Gott weiß, beynah die Achtung für die Stelle, bey der sie geduldet werden, vermindern könnten.

So eine Puppe ist ja im Stande, alles was er bey seiner Stelle hört und sieht, auszulaudern und zu verrathen, wenn der, so ihn ausforschen will, sich nur darauf versteht, ihm zu sagen: daß er ein gar Lieber schöner Herr sey! — Quousque tandem!

Neun und vierzigstes Kapitel.

Die Stuger.

Alle Plätze haben ihre Becken; warum sollte Wien nicht auch die Seinigen haben?

Es ist nun schon einmal in der Natur so gewöhnlich, daß nicht alle Muscheln einen Kern haben; warum wollten wir uns wundern, daß es Köpfe, ohne Hirn, giebt?

Von diesen saden Geschöpfen ist also hier nur in so ferne die Rede, als sie, trotz ihrer Fantasteren, gleichwohl in so manchen guten Häusern freyen Zutritt haben, und ins besondere bey vielen Müttern und Töchtern wohl angeschrieben sind.

Dies ist eine Hauptursache, warum die Stuger so selten zur Selbsterkenntniß kommen, daß sie — Narren sind. Niemand ist so mit-

leidig, es ihnen zu sagen, oder einen Versuch zu machen, sie von ihrer Thorheit zu heilen.

Diese Art von Duldung dürfte meines Erachtens immer besser eingeschränkt werden, ohne daß der Liebe des Nächsten dadurch Abbruch geschähe. Nur der meint es gut mit seinem Nebenmenschen, der ihn vor einer Thorheit bewahren oder von ihr heilen will; der ihn darinn bestärkt, ist sein wahrer Freund keineswegs.

Fünzigstes Kapitel.

Cicisbeo. Hausfreunde.

Die Mode der Italiener, vermöge welcher jede artige Frau, neben dem Manne, ihren eigenen erklärten Liebling oder Aufwärter hat, ist auch in Wien zur herrschenden Mode geworden. Fast in allen guten Häusern findet man Favoriten der Frauen.

Die meisten Männer finden diese Gewohnheit sehr natürlich und sind nur dann mißmüthig,

thig, wenn sie nicht wissen, wer der eigentliche Liebhaber ihrer lieben Hälfte ist. So weit sind sie schon gebracht, daß sie ihr einen Liebhaber an die Seite wünschen müssen, weil sie ihr doch, durch ihn, Vorstellungen über gewisse Dinge thun lassen können, die ihr äussere Glückseligkeit, den grossen Punkt, dem heut zu Tage alles andere untergeordnet ist, angehen.

So giebt es Männer, die nichts eifriger suchen, als eine gute Eintracht mit ihren Nebenbuhlern. Wenn sie wünschen, daß ihre Gattinnen sich zu diesem oder jenem bequemen möchten, so muß der Hausfreund für den sogenannten Herrn vom Hause vorher ein gutes Wort einlegen, und das hilft denn gemeiniglich. Es kommt bey jeder Sache nur auf eine gute Einleitung an.

Ein und fünfzigstes Kapitel.

F r a g e.

Woher kömmt es, daß öfters die besten Mädchen die schlimmsten Weiber werden?

Ein Freund begegnet dem andern, umarmt ihn und sagt ihm voll Entzücken: „ich
 „ bin der glücklichste Mann. Ich heyrathe ein
 „ junges Mädchen aus einem vortreflichen Hause,
 „ se, das von der ganzen Welt, so zu sagen,
 „ nichts weiter kennt, als mich. Sie trägt in
 „ ihrer Mine das Gepräge der Sanftmuth und
 „ Güte. Kein Mädchen ist artiger, ungezwun-
 „ gener und bescheidner, als sie. Ihre Augen
 „ scheuen schon von weitem die Blicke der Ver-
 „ wunderung, die ihre Schönheit auf sich zieht.
 „ Sie haßt die Koketterie, und ist unerfahren in
 „ ihren Kunstgriffen. Sobald sie spricht, so
 „ färbt eine liebenswürdige Röthe ihre Wangen,
 „ und diese Schüchternheit ist ein neuer Reiz,
 „ weil sie zuverlässig die Tochter der Scham-
 „ haftigkeit und nicht des schwachen Geistes
 „ ist.

„ ist. Gefühlvoll bey dem Unglück der Mensch-
 „ heit kann sie die Erzählung desselben kaum ohne
 „ Theilnehmung des Körpers anhören. Welch
 „ ein süßer Anblick, sie Thränen bey den Wi-
 „ derwärtigkeiten ihrer Mitmenschen weinen zu
 „ sehen! Es giebt keine gefühlvollere, sanftere,
 „ liebreichere Seele als die ihrige. Nur für
 „ mich wird sie leben, für mich nur athmen,
 „ ihre Pflichten erfüllen, und ich — ich wer-
 „ de der glücklichste Ehemann seyn! ”

Er heyrathet sie wirklich. Nach sechs Mo-
 naten begegnet er seinem Freunde wieder, und
 sagt ihm nicht ein Wort von seiner Frau. Die-
 ser erfährt endlich, daß der verheyrathete Engel
 nun ein ganz anderes Geschöpf geworden, der sich
 ferner zu verstellen nun nicht weiter nöthig fand,
 mit einem Wort, daß sie gerade das Gegen-
 theil von allen dem geworden, was ihr Bräu-
 zigam sich damals von ihr versprach; daß sie die
 Koketterie meisterlich verstehe und ausübe, und
 ihres Mannes öffentlich spotte.

Woher diese Verwandlung? Rührt sie
 nicht von der Mode — Erziehung, und von den
 eigentlichen Mutterlehren her? Könnte ein
 Mädchen so gar schnell ausarten, wenn sie nicht
 die Grundsätze dazu schon zuvor eingesogen hät-
 te? O Mütter! Mütter!

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Das Tanzen.

Das summum bonum des weiblichen Geschlechts überhaupt, von der Dame bis zum Dienstmädchen, (so lange nicht eine gewisse andere Leidenschaft den Zügel gewinnt) ist das Tanzen. In diesem Fall befinden sich vielleicht alle Mädchen in Europa, und dies Kapitel geht Wien nur in so fern an, als eine National-Gewohnheit dazu beiträgt, es schädlicher als anderwärts zu machen.

Dies ist nun das so genannte steyerische Tanzen. Es mattet erschrecklich ab, und in jedem Jahr giebt es Beispiele die Menge, wie leicht man sich ins Grab tanzen kann. Gleichwohl spiegelt sich keine hieran und man predigt tauben Ohren.

Man irrt, wenn man glaubt, ich sey ein Freudenhasser, der wider das unschuldige Vergnügen eines fröhlichen Tanzes eifert. Aber wohlgemerkt, es muß auch nichts weiter, als ein fröhlicher und unschuldiger Tanz seyn, nicht aber ein schädliches rasendes Toben, welches die Leidenschaften in Flammen bläst, wie das gewöhnliche Deutschtanzen.

Es kann einem jungen braven Mann nicht gleichgültig seyn, in wessen Arm seine Gattin oder seine Geliebte herum taumelt, wenn er sie anders liebt. Dieser Tanz erweckt oft sträfliche Begierden, die man nachher bey ehester Gelegenheit zu stillen sucht.

Jeder junge Mann ist zu bedauern, der nicht tanzt, und doch entweder eine Gattin oder eine Geliebte hat. So weit überwindet sich Keine, ihm zu Liebe, dem Tanzen zu entsagen. Er muß sich also öfters gefallen lassen, sein Weibchen oder Mädchen in den Händen des berufensten Taugenichts zu sehen, weil sie sagt: er tanzt göttlich!

So werden die Männer oder Liebhaber nicht selten aus den weiblichen Herzen hinaus gewalzt. So muß gewöhnlich ein Jüngling von Verdiensten und Wissenschaften einem guten Tänzer mit Leer-

rem Kopf nachstehen, denn die Mädchen berechnen sogleich, wie angenehm es seyn müsse, mit so einem Springer sich durchs Leben zu schaukeln.

Es ist vergebens, sich wider das unmäßige Deutschtanzen zu empören; es hilft nichts, wenn man auch alle Woche auf eine Leiche zeigt, die sich ins Grab getanzt hat; sie sprechen, lieber nicht leben, als nicht tanzen.

Drey und funfzigstes Kapitel.

Kaffee.

Was kann in einem einzigen Jahrhundert sich nicht alles ändern! Es war eine Zeit, da man den Kaffee kaum kannte, da ihn die Kelchen nur dann und wann tranken, und nun — wer trinkt nicht Kaffee?

Vorausgesetzt, daß ich hier vom Mißbrauch des Kaffeetrinkens rede, so kann ich hier meine Verwunderung nicht bergen, daß man nicht in mehreren Ländern dem Beyspiel des Königs von Preussen folgt, der eben diesem Mißbrauch durch geschärfte Befehle Einhalt that.

Die meisten weiblichen Geschöpfe leben und weben so zu sagen im Kaffee. Daher stammen eine Menge Zustände und Unpäßlichkeiten, womit dies Geschlecht öfters, zur Plage ihrer

Männer, heimgesucht wird. Der Arzt muß sich sehr in Acht nehmen, die Ursachen davon ja nicht auf den Kaffee zu schieben, sonst verliert er die Kundschaft.

Und gerade in den unbemitteltesten ärmsten Häusern wird er am meisten getrunken. Es giebt Familien, die oft in drey Tagen nicht ordentlich zu Mittage essen, aber richtig täglich viermal Kaffee trinken. Sie überschwemmen sich damit den Magen, und verderben ihn. Für das nemliche Geld hätten sie eine herrliche Mahlzeit haben können.

Alle Gattungen Professionisten, Meister, Gesellen und Lehrjungen, frühstücken heut zu Tage — Kaffee. Die Gärtner- und Bauerleute, die vor Anbruch des Tags die Lebensmittel nach der Stadt bringen, sitzen haufenweis in den Kaffeehäusern. Unter den Stadthoren sitzen Vormittags die sogenannten Fratschlerweiber, und verkauffen Kaffee für die Bettelleute, die Schale für einen Kreuzer.

Wie viel Kinder werden nicht beym Kaffee auferzogen? Das muß eine liebe Jugend werden, die statt der Muttermilch von der Geburt an schon nichts als nervenschwächende Getränke zur Nahrung empfängt.

Es ist eine grosse Frage, ob nicht gerade der Kaffee zum Theil auch an den mancherley weiblichen Krämpfungen Ursache ist?

Bier und fünfzigstes Kapitel.

Lorgnetten.

Weil man in Deutschland hörte, daß nun in Frankreich die kurzen Gesichter Mode sind, und alles mit einer Lorgnette beguckt wird; so hat man auch zu Wien, des Wohlstandes wegen, sich nicht entbrechen können, die besten Augen etwas blöde zu finden, und zu ihrer Schonung sich Lorgnetten anzuschaffen.

Nun wimmelt es in Wien so wie in Paris von unbarmherzigen Lorgneurs, die sich vor einen hinstellen, und ihn mit festem unverwendetem

detem Auge so lange betrachten, daß er glauben muß, man habe Lust ihn zu anatomiren.

Diese Gewohnheit ist so gemein, daß sie gar nicht mehr für unanständig gehalten wird. Die Damen sind nicht einmal mehr böse darüber, wenn es nur in der Komödie, oder auf den Spaziergängen geschieht. In Gesellschaft aber würden sie es für eine grosse Unverschämtheit ansehen.

Diese Lorgneurs sind indessen nichts weniger als Physiognomen, welche ihren Tiefblick anstrengen, um den Karakter der Person aus den Gesichtszügen zu erkennen. Die kleinste Stellung des Körpers ist für sie eben so wichtig, als die Bildung des Gesichts.

Wenn im Theater eine hübsche Aktrize aus der Scene tritt, so fahren eine Menge Hände zugleich nach den Taschen. Und oft hört man mit Ungeduld die Worte neben sich tönen: Schade, daß ich meine Lorgnette nicht bey mir habe.

In kurzer Zeit bringen alle diese Lorgneurs es wirklich dahin, ihre Augen, die vorher vorzüglich waren, wirklich zu verderben und blöde zu machen, so daß sie hernach öfters, noch ehe
 sie

sie den Fuß zum Haus hinaus setzen, schon nach der Lognette greifen, um allenfalls — den Roth zu besichtigen, über den sie schreiten wollen. O ihr herrlichen Pariser Moden!

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Patriotismus.

In so ferne Nationalstolz unmittelbar für Vaterlandsliebe angesehen werden kann, haben die Wiener auch Patriotismus.

Uebrigens kennen sie keine andere Begeisterung, als die vom Wein kommt und sind zu sehr entnerot, um einer grossen That fähig zu scheinen.

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Freundschaft.

Das Wort Freundschaft ist izt beynahе zur Satyre geworden. Wo Hoflust wehet, gedeiht die Freundschaft selten. Je mehr die sogenannte Höflichkeit und feine Lebensart sich verbreitete, je weiter entfernte sich die ächte wahre Freundschaft.

Es giebt ein einziges untrügliches Mittel auf Erden, wodurch man sich immerwährende Freunde erhalten kann: Geld. Wenn die Zuflüsse aus dieser Quelle nie mangeln, dem wird es nie an Freunden fehlen.

Sollte es denn aufferdeme in Wien so schwer seyn, Freunde zu finden? Nicht so ganz. Freunde zum gesellschaftlichen Umgang, mit denen man heute dahin, morgen dorthin zu irgend einer Ergözung aufs Land fahren und sein-
nen

nen Theil mitzählen kann; Freunde, die einem die Ehre erweisen, nach höflicher Einladung zu Tische zu kommen; Freunde, von denen man zu Tische geladen wird, um ihnen Unterhaltung zu machen; Freunde, wo man täglich sich beim Spiel einfinden, und entweder sein Kontingent bringen oder hohlen kann; Freunde, wo man, bey einfallenden Geburts- und Namenstagen der Frauen und Töchter, in neuen Kleidern sich einfinden und mittelst einem Glückwunsch sich zu fernerer Gnade empfehlen kann; Freunde, die jederzeit, wenn man ihnen auf der Strasse begegnet, einem die Hand drücken, sich um das Wohlseyn erkundigen, hierauf wohl zu leben wünschen, und gleich wieder weiter gehen, um einem andern das nemliche zu sagen; Freunde, die beim dritten Wort sich unterthänigste Diener nennen, und nur bitten, mit ihnen zu befehlen; solche Freunde giebt es in Wien tausend und tausende.

Wehe dem, der alle ähnliche Freundschaftsbezeugungen und Versicherungen für ächte Münze hält! Wehe dem, der jemals in die Nothwendigkeit gesetzt wird, von diesen Versicherungen Gebrauch zu machen!

Es ist um Geld und Wohlstand eine so ehrwürdige Sache, daß binnen vier und zwanzig

Stun-

Stunden der nemliche Mann, den man der ausgezeichnetesten Hochachtung werth gefunden, für abgeschmakt und widrig angesehen wird, sobald man nemlich binnen dieser Zeit vernimmt, daß er kein Geld mehr habe, und Hilfe — bedarf.

Zufälle, die eben nicht immer vorher zu sehen sind, setzen manchmal jemand in schnelle Verlegenheit. Er versuche es nun, und wende sich an seine vermeinten besten Freunde. Beim Eintritt wird er mit dem gewöhnlichen heitern Blick empfangen werden. Man wird sich um sein Wohlbefinden erkundigen, und zugleich fragen, womit kann ich ihnen dienen? Diese willkommene Frage giebt ihm Gelegenheit zu sagen, daß er eine Bitte wagen möchte. Da man sich's nicht träumen läßt, daß er um etwas anders als eine unbedeutende Kleinigkeit nicht aber um Geld ansuchen wird, so erhält er die Antwort: daß ihm mit Vergnügen alles gewährt werden solle, in so fern es möglich ist. Nun faßt er Muth, und bekennt, „ daß er auf etliche Monate, zu Bestreitung dieser oder jener dringenden Ausgaben, so und soviel höchst nöthig brauche, und zu niemand das Zutrauen habe, als zu dem, der ihn so oft der innigsten Freundschaft versichert und zu dieser Freiheit vorlängst berechtigt hat. ”

Wie manchmal eine Wolke im Augenblick vor die Strahlen der Sonne tritt, und die ganze Gegend verdunkelt; so verfinstert sich zusehend der Blick des besten Freundes. Endlich faßt er sich und sagt: „ Es ist mir unendlich leid, daß
 „ ich erst vor wenig Tagen mich so von aller
 „ Baarschaft entblößt habe, daß ich wirklich
 „ selbst im Begriff bin, einen guten Freund auf
 „ kurze Zeit um etwas Geld anzusprechen. Bin
 „ ich ein andersmal im Stande Ihnen zu dienen,
 „ so seyn Sie versichert, daß ich Ihnen vor allen
 „ andern aufwarten werde.“ — Mit dieser
 langen Nase wird der Hilfsbedürftige weiter geschickt.

Nun kommt er mit der gleichen Bitte an einen zweyten sehr guten Freund, wird auf ähnliche Art aufgenommen, und auf die nemliche Weise, wie beim ersten — höflich abgewiesen. Und so geht es ihm bis zum Letzten derselben.

Der eine hat kurz zuvor ein Gelübde gemacht, in seinem Leben niemand mehr etwas zu leihen, welches er folglich nicht brechen kann; der andere ist, seinem Vorgeben nach, schon durch lauter Darlehen und Bürgschaften so sehr in Verlust gerathen, daß er nicht das Mindeste mehr für jemand thun kann. Der Dritte wird sich zum Schein ärgern, daß man sich ihm nicht eher

entdeckt hat, und es bis auf den letzten Punkt hat ankommen lassen; der Vierte, der Fünfte bis zum — Zwanzigsten, jeder wird eine Ausflucht wissen.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich das Gerüchte von seinen mißlichen Umständen unter allen Bekannten, und nun sehen ihn jene, mit denen er täglich in Gesellschaft war, schon über die Achseln an; er wird nicht ferner zu Tische geladen; man verlangt ihn nicht mehr zum Spiel, weil man befürchtet, er möchte das Spielgeld schuldig bleiben; man empfängt ihn, wenn er ja irgendwo seine alte Bekanntschaft fortsetzen will, so kalt sinnig, so spröde, daß er es im nächsten halben Jahr nicht wagt, wieder zu kommen; wenn er fort ist, sagt man zu der übrigen Gesellschaft: ich weiß nicht, dieser Mensch wird mir seit einiger Zeit so fatal, daß ich ihn nicht mehr ausstehen kann; kurz, er ist auf einmal mit der ganzen Menge seiner besten Freunde ein Fremdling, der günstigere Zeiten abwarten und neue Freunde vom nemlichen Schlag suchen muß, um wieder einen Umgang zu haben.

Sieben und fünfzigstes Kapitel.

Ahnenstolz.

Die Nachkömmlinge sind öfters die bitterste Satyre auf die Voreltern. In dieser Rücksicht ist der Ahnenstolz eine thörichte Schwachheit.

Und doch will ich diese Schwachheit dem männlichen Geschlechte beynabe noch eher verzeihen, als dem weiblichen. Ein Frauenzimmer ist in diesem Kapitel ein Nonens; ein Konsonans, der ohne Vokal nicht ausgesprochen werden kann.

Was ist also lächerlicher, als wenn die Mutter einer hübschen Tochter keinem Freyer den Zutritt gestatten will, der nicht zugleich seine Diplomen und Ahnenproben im Sacke hat, damit sie sehen kann, ob er auch, wie sie, von stiftmässigen Adel sey, und sein Blut nicht etwa um vierthalb Loth zu leicht seyn möge?



Solche Mütter giebt es viele in Wien. Die Töchter, welche eben nicht stets auf Ahnen und stiftmässiges Podagra, sondern meistens auf ein hübsches Gesicht und ein paar gute Waden sehen, haben deswegen viel Ungemach auszustehen.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Abbés.

Es laufen in Wien eine Menge Abbés herum, welche auffer ihrer Kleidung gar nichts geistliches an sich haben, in einem immerwährenden Müßiggang leben, nichts als unnütze Dinge beginnen, und weder der Kirche noch dem Staate den mindesten Nutzen leisten.

Man findet in mehreren Häusern einen Abbé, welcher unter dem Namen des Freundes im Grunde weiter nichts als ein ehrlicher Bedienter des Hauses ist, der die übrigen Domestiken unter sich hat. Er ist der unterthänigste Diener der gnädigen Frau, wartet ihr bey der Toilette

te auf, wacht auf das Haus, und betreibt die Geschäfte des Herrn ausser demselben.

Er ist von den geheimsten Dingen des Herrn, der Frau und der Dienstboten unterrichtet.

Auch giebt es viele Instruktores, welche gleichfalls Abbés sind. In Häusern von Ansehen unterscheidet man sie oft nicht einmal von den Domestiken. So lange die Erziehung dauert, schont man sie ein wenig; ist diese geendigt, so giebt man ihnen ein so genanntes Rekompens, und läßt sie laufen. Die wenige Achtung, die man ihnen zugesteht, ist die Ursache, daß sie ihre Zöglinge vernachlässigen. Wie kann man auch denken, daß so ein Miethling für einen geringen Jahrgehalt einen Menschen bilden wird?

Ausser diesen beiden Gattungen giebt es noch eine Dritte, die verächtlichste von allen. Diese Abbés gleichen den Stukern, tragen hohe freche Frisuren, den Hut unter dem Arm, haben weibische Manieren, sehen bloß durch Lorgnetten, begleiten die Frauen und Mädchen ins Theater, zeigen sich äusserst dienstfertig und begehen Streiche, die manchen andern eine schwere Korektion zuziehen würden.

Mit welchem Rechte gehören solche Auswürflinge zur Kirche? So oft ich einen solchen Menschen erblicke, so bin ich stets geneigt, zu glauben, daß das Eölibat der katholischen Geistlichkeit meist an all' diesem Skandal Schuld ist, und daß es dauern wird, bis die Regenten selbst, zum Wohl ihrer Staaten, mit aller Macht auf die Aufhebung dieser widernatürlichen Pflicht, welche ohnehin nicht erfüllt wird, dringen werden.

Man fragt heut zu Tage immer: Kann das feyerliche Gelübde der Keuschheit oder Enthalttsamkeit aufgelöset werden? Und ich möchte lieber fragen: Hat jemals ein Gelübde dieser Art bestehen können?

In Rechtsfachen findet bey einer erweislichen Verkürzung das Beneficium restitutionis in integrum statt; sollte es hier nicht um so eher statt finden?

Neun und fünfzigstes Kapitel.

Schilder und Häuserzeichen.

Unter den Schildern und Häuserzeichen trifft man in Wien die tollsten Einfälle an. Sie dienen zum Beweis, daß manche Hausherrn Mangel an Menschenverstand haben mußten, sonst hätten sie unmöglich zugeben können, ihr Eigenthum so zu brandmarken oder zu bemakeln.

In der Stadt sind viele Schilder an eisernen Armen festgemacht, worunter manche von übermäßiger Grösse sind, die des Nachts viel Schatten von sich werfen, und den Schein der Laternen hemmen. Man sieht unter andern Zähne so groß wie ein Hackstock, Stiefeln wie die Bierfässer, und Handschuhe, die in jedem Finger ein Kind beherbergen können.

Die Namen der Strassen und die Namen der Häuser machen einen seltsamen Kontrast. Das Judengäßel, die heilige Dreyfaltigkeit, die

schwarze Bürste, der Saarmarkt und der Katzensteig sind dicht aneinander.

In den Vorstädten ist es noch toller. Da sieht man Häuserzeichen und Schilde, deren Erfindung keinem Besessenen einfallen sollten. Die zwölf Himmelszeichen, das goldene ABC, die Auferstehung, der nackte Herrgott, die Flucht in Egypten, Adam und Eva, die bucklichte Hofnung, die Unmöglichkeit und tausend andere noch widersinnigere Namen sind ein Beweis davon.

Begehrt man etwa einen Beweis der sinnreichen Erfindung? Hier ist einer. Wie glaubt man, daß die Unmöglichkeit am besten vorzustellen ist? Einer will in einem Schif mit vollen Segeln und gehobenen Rudern auf einen Berg fahren. —

Am Mülkerhofe beym Schotten Thor in der Stadt, befand sich mehrere Jahre an einem Gewürzgewölbe ein sehr satyrischer Schild. Er hieß zur guten Frau. Ein weiblicher Körper, ohne Kopf, saß auf einem Stuhl. Der Eigenthümer hatte diesen Schild machen lassen, als er Wittwer wurde, und es war im Grunde das Epitaphium seiner Verstorbenen. —

Der nachherige Uibernehmer der Handlung, der vermuthlich erst zu heyrathen gedachte, fand es rathsam, den Schild zu ändern.

Sechzigstes und letztes Kapitel.

Ein Durcheinander.

Manchmal ereignet sich sogar ein Unglück à propos. So ist z. B. die Magdalena-Kapelle auf dem Stephansfrenthof just zu jener Zeit abgebrannt, da man vielleicht schon darauf dachte, wie sie mit guter Manier aus dem Weg geräumt werden könnte. Und unerachtet selbst ein widriger Zufall den Plan, die Gütten welche die Stephanskirche einschließen, abzubauen, begünstigt hat; unerachtet schon etlichemal diese Sache aufs neue vorgenommen worden, so geräth sie doch immer, der Geyer weiß, aus welchen Ursachen, wieder ins Stecken.

Könnte nur vollends der alte barbarische Kanzleystyl zu seinen Vätern versammelt werden! Man sieht ja, daß sein Reich nicht mehr von dieser Welt ist. Möchte man nicht, nach dem Ausdruck des Hrn. P. P. P. P. Saft, grün und gelb werden, wann man noch im Jahr 1783 in der Wienerzeitung ließt: daß von Seiten der uralt- und weltberühmten Universität etc. diesem oder jenem Unwissenden hiemit bekannt gemacht wird, was massen etc. etc.

Man hat einige Monopolien aufgehoben, und es giebt noch so viele andere. Möchte es nicht rathsam seyn, auch diese aufzuheben?

Wird man noch lange, zum Nachtheil der Bürger, die Gölerey begünstigen, und durch den Aufkauf des Lumpengesindes die Lebensmittel vertheuren lassen? Wird es öfter geschehen, daß die Fratschlerweiber ein Landesfürstliches Patent, welches in der Handlung einen Kreuzer kostet, an allen Kirchthüren um doppelten Preis ausrufen und verkaufen?

Wird der Ochsenstand nie unbesucht bleiben?

Werden die Einwohner Wiens das wohlthätige Armen Institut nach Verdienst unterstützen?

Werden, bey nunmehr eingeführter Toleranz, die Schriftsteller endlich einander selbst dulden? Wird einer oder der andere, der bloß von der Autorschaft lebt, dem Dritten, der ebenfalls Geld für seine Schriften nimmt, noch ferner vorwerfen, daß er — bloß aus Hunger schreibt? Schreibt er etwa, wegen verdorbenem Magen?

Werden die Bankerote mit der Zeit in Wien nicht feltner werden?

Wird das neue Sindelhaus noch zu Stande kommen?

Wäre es nicht gut, auch ein — — — anzulegen?

Werden die Stubenmädchen in Wien noch ferner Vicefrauen vorstellen?

Oft möchte man in einer Viertelstunde zwanzig entgegen gesetzte Fragen stellen: z. B. warum ist dieser Tölpel angestellt worden? Warum

rum hat jener geschickte Mann keinen Dienst?

Solche Fragen hätt' ich ungefehr noch ein paar Tausend in Petto, und ich will sie noch darinn behalten.



Inhalt der ersten Sammlung.

- 1 Kapitel. Wien, im Grundrisse.
- 2 — — Es giebt nur ein Wien.
- 3 — — Fressereyen und Trausen.
- 4 — — Andachten.
- 5 — — Religionsfreyheit.
- 6 — — Aufklärung.
- 7 — — Censur. Preßfreyheit.
- 8 — — Schriftsteller.
- 9 — — Buchhändler.
- 10 — — Herren und Frauen Von: gnädige
Fräulein.
- 11 — — Modefrankheiten. Vapeurs.
- 12 — — Galanterie.
- 13 — — Widerwillen, für die Heyrath.
- 14 — — Gewisse Frauenzimmer.
- 15 — — Deyffentliche Buhlerinnen.
- 16 — — Eheliche Trennung.
- 17 — — Schoosbündchen.
- 18 — — Hoftrauer.
- 19 — — Spielsucht.
- 20 — — Neugierde.
- 21 — — Fopperereyen
- 22 — — Regeln.



Innhalt der zwothen Sammlung.

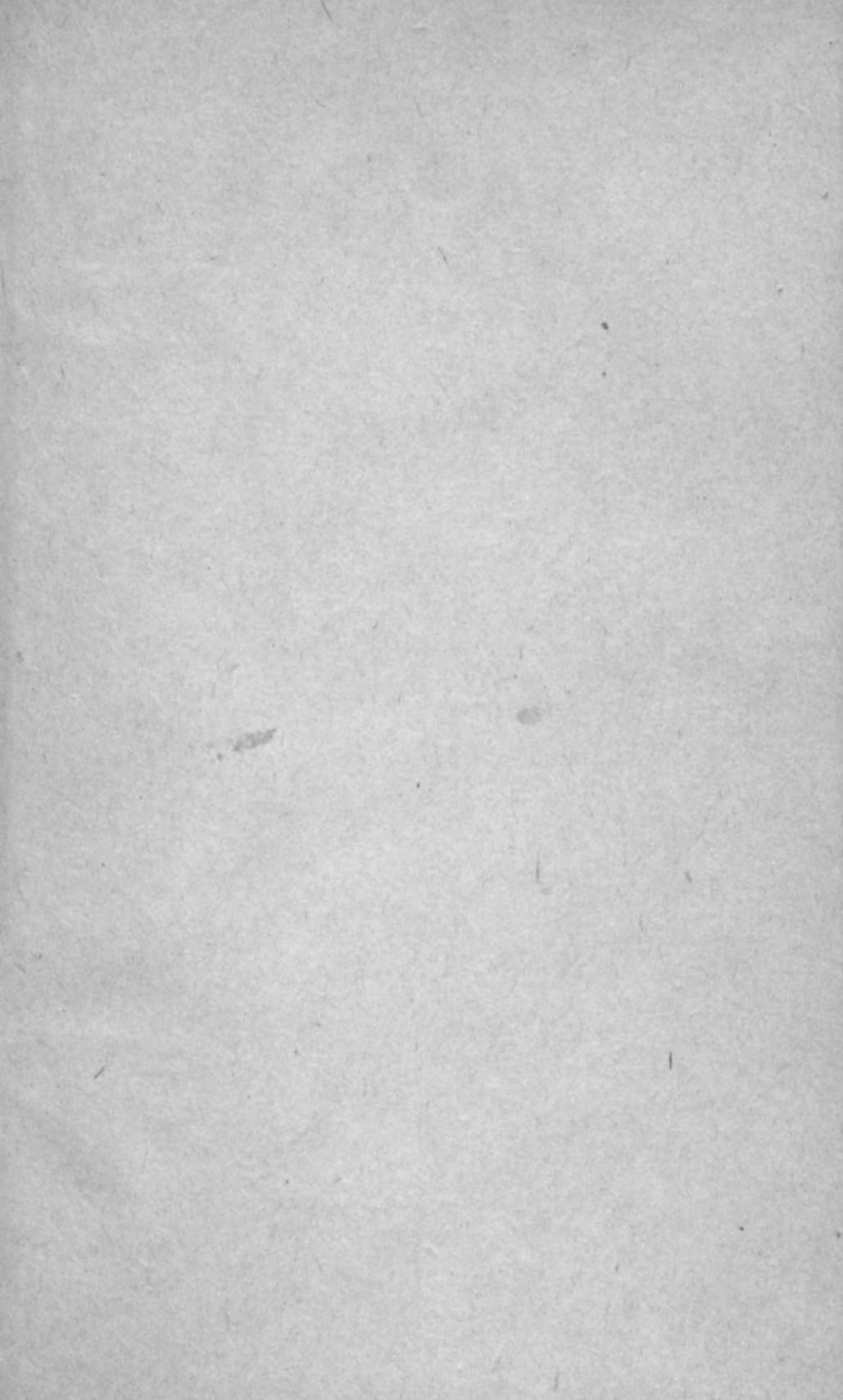
- 23 Kapitel. Staatsläuse.
24 — — Equipagen.
25 — — Lehnwägen. Fiakers.
26 — — Pracht und Aufwand.
27 — — Bouffantes.
28 — — Salopperie.
29 — — Tadelsucht.
30 — — Politische Kannengießerey.
31 — — Nationaltheater.
32 — — Kärntnerthortheater.
33 — — Der Kasperl.
34 — — Die Heße.
35 — — Feuerwerk.
36 — — Der Augarten.
37 — — Die Redoute.
38 — — Währing. Nußdorf.
39 — — Herrnsalß.
40 — — Feine Lebensart.
41 — — Die Mütter.
42 — — Wiener Maximen.

Innhalt der dritten Sammlung.

- 43 Kapitel. Rechtspflege.
44 — — Schnepfenstrich.
45 — — Ehestand.
46 — — Weibliche Erziehung.
47 — — Schminke.
48 — — Noten zum vorigen Text.
49 — — Die Stuzer.
50 — — Cicisbeo. Hausfreunde.
51 — — Frage: Woher kommt es, daß öfters
die besten Mädchen die schlimm-
sten Weiber werden?
52 — — Das Tanzen.
53 — — Kaffee.
54 — — Lorgnetten.
55 — — Patriotismus.
56 — — Freundschaft.
57 — — Ahnenstolz.
58 — — Abbés.
59 — — Schilder und Häuserzeichen.
60 und letztes Kapitel. Ein Durcheinander.





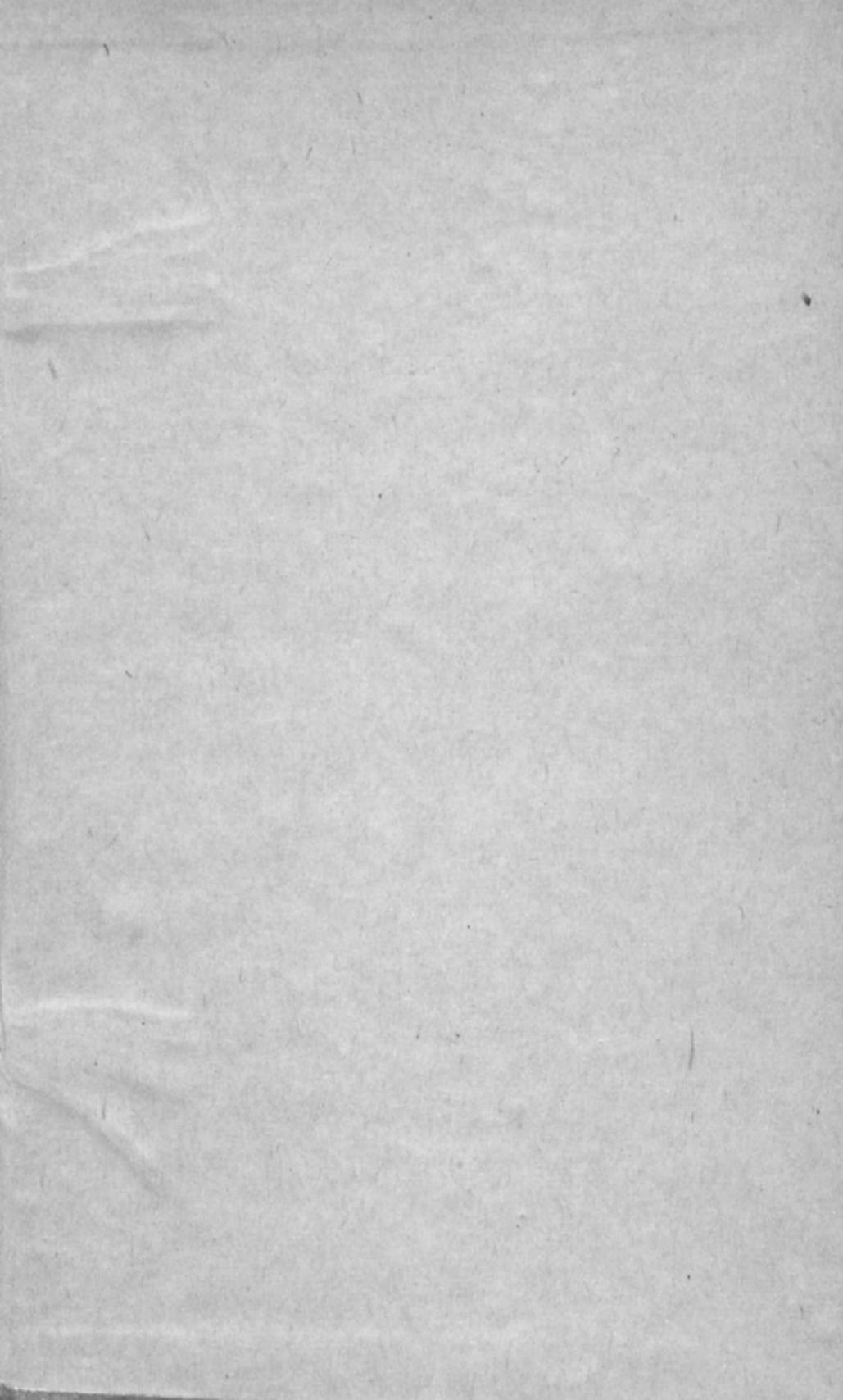


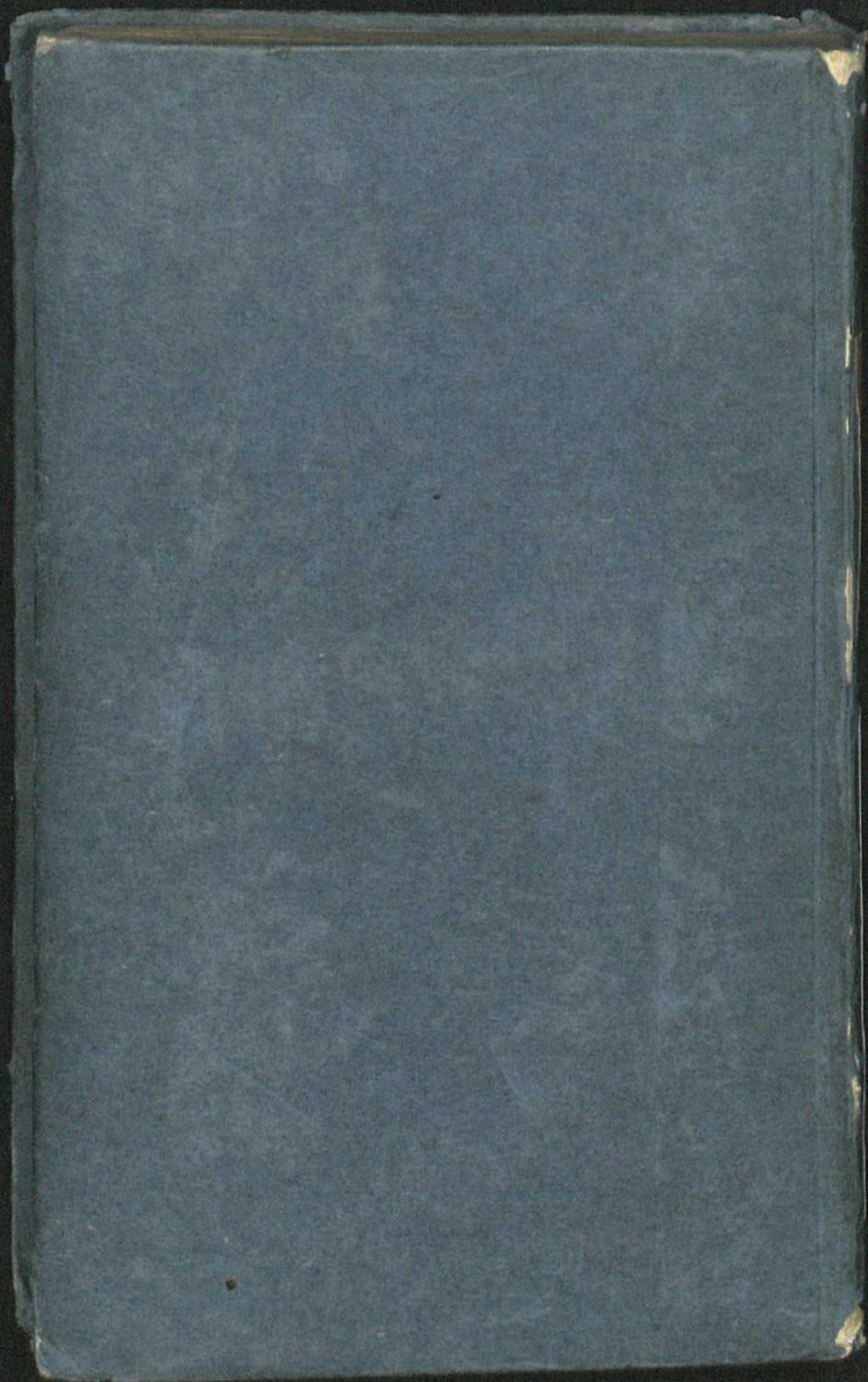
UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
WIEN

UB WIEN



+AM258969809





www.books2ebooks.eu